

Rezensionen zum Thema
'Männer und Geschlecht'

Nina Baur

Die vergessenen Opfer

Ludger Jungnitz/ Hans-Joachim Lenz/ Ralf Puchert/ Henry Puhe/ Willi Walter (2007) Hg. *Gewalt gegen Männer. Personale Gewalterfahrungen von Männern in Deutschland*. Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag (307 S., 28,00 Euro).

Sie werden am häufigsten Opfer von Gewalt – und doch ist ihre Opfererfahrung in der Forschung lange vernachlässigt worden. Vielleicht liegt es daran, dass unter ihnen auch die meisten Gewalttäter zu finden sind. Vielleicht werden sie so häufig und offensichtlich Gewaltopfer, dass man diese Tatsache wegen ihrer Selbstverständlichkeit übersieht. Die Rede ist von Männern. So viel man mittlerweile über Männer als Täter weiß, so wenig weiß man über sie als Opfer, und diese Lücke vermag auch dieses Buch nicht zu schließen. Vielmehr versuchen Jungnitz et al. eine umfassende Bestandsaufnahme des Wissensstands über männliche Opfererfahrungen in Deutschland. Hierzu verwenden sie einen

„prozesshaften“ Gewaltbegriff. Er bewegt sich im Dreieck zwischen:

- bislang ausgearbeiteten Gewaltbegriffen (die häufig aus der TäterInnenperspektive formuliert sind),
- dem, was die Männer berichten, was ihnen widerfährt, wie sie über das Widerfahrende sprechen (aus der Perspektive derjenigen, denen die Gewalt widerfahren ist),
- der Vergeschlechtlichung der Gewaltwahrnehmung (also dem Phänomen, dass Gewalt Geschlecht und Geschlecht Gewalt mitstrukturiert). (18)

Das Buch fokussiert auf personale Gewalt: „Personale Gewalt ist jede Handlung eines anderen Menschen, die mir Verletzungen zufügt und von der ich annehme, dass sie mich verletzen sollte oder zumindest Verletzungen billigend in Kauf genommen wurden.“ (21) Institutionelle und strukturelle Gewalt werden thematisiert, sofern sie mit personaler Gewalt verschränkt sind. Insgesamt unterteilen die Autoren Opfererfahrungen entlang von vier Dimensionen:

1. nach den Lebensphasen: Kindheit und Jugend, Erwachsener und Alter,
2. nach Kontexten: Orten, soziale Beziehungen, Settings,
3. nach bestimmten Opfergruppen: Behinderte, Migranten und
4. nach Gewaltformen: körperliche, psychische und sexualisierte Gewalt. (28)

Ausgehend von diesem in Kapitel 1 dargestellten Rahmen diskutieren die Autoren systematisch die Gewalterfahrungen von Männern in Kindheit und Jugend (Teil I) bzw. im Erwachsenenalter (Teil III), wobei die implizite These mitschwingt, dass vor allem die Erfahrung von Jungen, häufig Opfer von (kör-

perlicher) Gewalt zu werden, die Wahrscheinlichkeit erhöht, im Erwachsenenalter selbst Täter zu werden. In Teil I und III widmet sich jeweils ein Kapitel

1. häuslichen bzw. innerfamiliären Opfererfahrungen,
2. Gewalterfahrungen in Öffentlichkeit und Freizeit sowie
3. Gewalt gegen Jungen in Schule und Ausbildung bzw. gegen Männer in der Arbeitswelt.

Teil II befasst sich mit dem Thema Krieg, da Wehr- und Zivildienst eine Sozialisations- bzw. Lebensphase bilden, die für Männer den Übergang ins Erwachsenenleben (mit)kennzeichnet. Daneben waren auch Männer während des 2. Weltkriegs als Kinder Opfer des Krieges und von Flucht und Vertreibung betroffen. Selbst bei Soldaten ist – wie die Ergebnisse der Studie zeigen – die Gleichsetzung „Mann = Täter“ nicht so einfach: Viele Männer leisten nicht freiwillig Kriegsdienst. Die meisten Soldaten sind zudem Männer und töten in erster Line andere Soldaten, so dass Soldaten (= Männer) nicht nur Täter, sondern auch gleichzeitig Opfer sind.

In Teil IV werden besondere Gewaltkontexte behandelt, die sich nicht so eindeutig in das obige Schema einordnen lassen, namentlich Gewalt gegen Männer in besonderen Institutionen (Jugendhilfe, Gesundheitswesen, Gefängnisse, Kirche), Gewalt gegen Männer, die gleichzeitig Angehörige diskriminierter Bevölkerungsgruppen sind (Behinderte, ethnische Minderheiten, nicht heterosexuell Orientierte) sowie die Vorhautbeschneidung als spezielle Opfererfahrung.

Innerhalb jedes Gewaltkontextes versuchen die Autoren Ausmaß, Art und Täter körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt gegen Männer zu bestimmen. Für jedes Themenfeld wird zunächst die bereits vorhandene Literatur aufgearbeitet und systematisch dargestellt, wobei der Fokus auf dem Umfang und der Art der Gewalt, weniger auf Erklärungsmodellen liegt. Anschließend werden die Ergebnisse der vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Jahr 2002 in Auftrag gegebenen Pilotstudie „Gewalt gegen Männer“ präsentiert, die als Komplementärstudie zur Studie „Gewalt gegen Frauen“ (2001) gedacht, aber lange nicht so groß angelegt war. Die Datenbasis umfasst 21 Interviews mit Experten aus Beratungs- und Hilfsorganisationen, 32 Leitfadeninterviews mit Männern sowie die Ergebnisse einer standardisierten Befragung mit 266 zufällig ausgewählten Männern.

Der Versuch, möglichst neutral über männliche Opfererfahrungen zu berichten, ohne gegen die Forschung über Gewalt gegen Frauen zu polemisieren oder diese gar zu leugnen, geht etwas auf Kosten der analytischen Reflexion: Durch alle Kapitel ziehen sich verschiedene Gewaltbegriffe, so dass es dem Leser obliegt zu entscheiden, was er jeweils als Gewalt anerkennt und was nicht. Gleichzeitig ist jedes Teilkapitel eine Fundgrube an Informationen über verfügbare Daten und zum Stand der Forschung über Gewalt gegen Männer im jeweiligen Gewaltkontext.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Jungen und Männer (vor allem körperliche) Gewalt offenbar öfter erfahren als Frauen. Wahrscheinlich unterschätzen die meisten Studien sogar die Häufigkeit männlicher Gewalterfahrungen, da diese – vor allem in Kindheit und Jugend – von Männern eher als ‚normal‘ wahrgenommen werden als von Frauen. Jüngere Männer scheinen in den jeweiligen Lebensphasen weniger Gewalt erfahren zu haben als ältere Männer, wobei die Gewalterfahrungen jüngerer Männer sogar tendenziell dadurch überschätzt werden, dass sie eher als ältere Männer Gewalterfahrungen als solche wahrnehmen und darüber berichten.

In Öffentlichkeit, Freizeit, Schule und am Arbeitsplatz werden Männer vor allem Opfer anderer Männer. Im häuslichen Bereichen ist es nach dem bisherigen Stand der Forschung unklar, ob die Täter eher Männer oder eher Frauen sind. Bei Erwachsenen scheinen im häuslichen Bereich Frauen häufiger (psychische und körperliche) Gewalt gegen ihre männlichen Partner auszuüben, männliche Täter ihre Partnerinnen aber häufiger und schwerer körperlich zu verletzen.

Männliche Opfer stehen dabei nicht nur vor dem Problem, sich selbst ihre Hilfsbedürftigkeit einzugestehen, sondern auch vor der Schwierigkeit, Hilfe zu finden, weil Institutionen nicht auf männliche Opfer eingestellt sind. So klagt ein Mann, der (von anderen Männern) vergewaltigt wurde:

Ich war jetzt drei Wochen in der Klinik auf der Symptomatik-Station, aber da konnten sie oder wollten sie mir nicht helfen. Da haben sie auch eine Neurologin hinzugeholt und (...) und die hat mir nur Vorwürfe gemacht, das würde nur Frauen passieren. (223)

Da die meisten Experten Frauen als potenzielle Opfer, Männer als potenzielle Täter wahrnehmen, können im Extremfall sogar weibliche Täterinnen ihre männlichen Opfer öffentlich als Täter stigmatisieren und erpressen (182).

Insgesamt hinterlässt dieses sehr lesenswerte Buch ein unbefriedigendes Gefühl, da es die enormen Wissenslücken offenbart und viele Ergebnisse der Studie neue Fragen aufwerfen. So schließen die Autoren auch in Teil V mit methodologischen Empfehlungen zur Untersuchung männlicher Opfererfahrungen sowie einer langen Liste an weiterem Forschungsbedarf. Diese beginnt damit, dass eine repräsentative Studie vonnöten wäre, um verlässliche Zahlen über Häufigkeit und Stärke männlicher im Vergleich zu weiblichen Opfererfahrungen zu erlangen. Da Täter und Opfer häufig in engen Wechselbeziehungen miteinander verstrickt sind und diese Rollen nicht so leicht voneinander zu trennen sind, müssten Studien stärker auf Interaktionen fokussieren.

Auf der Ebene empirischer Forschungen hieße das zum Beispiel beim Thema häuslicher Gewalt, beide AkteurInnen getrennt zu befragen (...) nach ihrer Wahrnehmung und ihren Erklärungsmodellen vom Entstehen der Gewaltausübung und nach der Beschreibung und Bewertung der eigenen Handlungen in diesem Prozess. (278)

Ebenso müssten „[a]ngemessenere Modelle (...) die Widersprüchlichkeiten innerhalb des individuellen ‚Mannseins‘ und Unterschiede zwischen verschiedenen Männlichkeiten analysieren“ (277). Neben allgemeinen Forschungsfragen gibt es Teilbereiche mit speziellem Forschungsbedarf, etwa sexualisierte Gewalt gegen Männer, Gewalt gegen besondere männliche Teilpopulationen (Männer in homo-sexuellen Partnerschaften, Behinderte, Migranten, Bewohner von öffentlichen Einrichtungen usw.) oder das Verhältnis von Sport und Gewalt, um nur einige Beispiele aus einer langen Liste der offenen Fragen zu nennen – es gibt also viel zu tun!

Stephanie Bethmann

Männlichkeiten kreuz und que(e)r: Aneignungen von Männlichkeit diesseits und jenseits von Geschlechterkategorien

Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff (2007) Hg. Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Hamburg: Männerschwarm-Skript Verlag (320 S., 19,00 Euro).

„*Unbeschreiblich männlich*“ – ein Buch nur über Männer? Von wegen! Denn, so einleitend die Herausgeber, „Männlichkeit ist für alle da“ (12). Es geht um die Aneignung von Männlichkeiten in verschiedenen Kontexten und durch verschiedene AkteurInnen – ungeachtet ihres Geschlechts. Auf Männlichkeiten als kulturelle Ressource greifen, wie die 18 Beiträge des Sammelbandes veranschaulichen, Männer, Frauen und auch all jene, die sich keiner vergeschlechtlichenden Identitätszuschreibung beugen, zu. Je nach Kontext identifizieren die AutorInnen in den jeweiligen Männlichkeitsinszenierungen die Wirkmächtigkeit einer heteronormativen Gesellschaftsordnung und/oder queere Überschreitungen derselben. ‚Heteronormativität‘ bezeichnet, so Degele, „ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema“ (30), demgemäß Geschlechtsidentitäten und sexuelles Begehren der Individuen gesellschaftskonform normalisiert werden – ‚queer‘ ist entsprechend die Subversion dieser Norm.

Ein Buch über Männlichkeit(en) also? Auch diese Kategorie wird von Nina Degele gleich im ersten Beitrag des Bandes, „Männlichkeiten queeren“, verworfen. Denn eine inhaltliche Definition von Männlichkeit ist für einen queeren Analyseansatz unbrauchbar. Es geht der Autorin darum, Männlichkeiten als soziale Konstrukte sichtbar zu machen und auf ihre heteronormative Funktion hin zu prüfen. Die Aneignung von Männlichkeiten kann viele Funktionen erfüllen und somit beides sein: mal queer-subversiv, mal heteronormativ-konformistisch. So mag eine schwule oder auch lesbische Inszenierung von Männlichkeit durchaus heteronormativ die Geschlechtsbinarität untermauern, während „zarte subversive Pflänzchen“ (38) auch im konservativsten heterosexuellen Milieu zu finden sind. Fazit der Autorin: Langfristig gilt es, den Begriff ‚Männlichkeit‘ ganz zu

überwinden, da er sich nur in Abgrenzung von Weiblichkeit konstituiert und „die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung mit sich trägt“ (39). Als theoretische Analysekategorie eignet sich der Begriff der Heteronormativität besser, der erlaubt, über Geschlecht zu forschen ohne zu essentialisieren.

Degeles Überlegungen zu queerer Männlichkeitsforschung bringen die Stoßrichtung des Sammelbandes gut auf den Punkt. Gemeinsamer Nenner aller Artikel ist das genaue Hinschauen, weil queeres Potenzial und/oder heteronormative Verstärkung in Männlichkeitsperformanzen (auch queerer AkteurInnen) nur mit Blick auf konkrete – (sub-) kulturelle, szenespezifische, historische – Kontexte ausgemacht werden können: Heteronormativ ist nicht immer gleich heterosexuell, ‚trans*‘ ist nicht immer gleich queer!

Die thematische Gliederung des Bandes zieht zwischen den Artikeln Grenzen, die nur bedingt einleuchten, und ich möchte sie an dieser Stelle unter einem anderen Gesichtspunkt zusammenfassen: Insgesamt repräsentieren die Beiträge zuallererst die Vielfalt und Heterogenität von Männlichkeitsaneignungen. Da gerade die große Bandbreite der behandelten Themen aussagekräftig ist, werde ich alle Artikel kurz ansprechen, jedoch nur wenige ausführlicher darstellen können.

Es geht um schwule Männlichkeiten beim Militär (Andreas Heilmann), in der Fetisch- und SM-Szene (Volker Woltersdorff), am Beispiel der Figur des Homoskin (Peter Rehberg) und frankoarabischer Männlichkeitsperformanzen in Musik und Film (Maxime Cervulle) und Literatur (Renauld Lagabrielle). Lagabrielles Artikel „Penetrierende Männlichkeiten“ trägt eine interkulturelle Perspektive bei und veranschaulicht anhand maghrebinischer, schwuler Literatur, dass sexuelle Identitäten kulturabhängige Konstrukte sind. Das ‚westliche‘ Modell von Homosexualität gibt einerseits starrere Kategorien und Identitätszuschreibungen vor als das maghrebinische. Andererseits verspricht es den Protagonisten der analysierten Romane mehr Freiheit und Anerkennung ihrer Lebensweise. Was Lagabrielle als das Finden einer „eigene[n] Moral“ (100) der Protagonisten beschreibt, ist m.E. vielmehr deren Orientierung an einem ‚westlichen‘ Modell, das seinerseits – ebenso wie die maghrebinische Repression gegenüber ‚penetrierten Männlichkeiten‘ – einen hegemonialen kulturellen Diskurs darstellt. Wenngleich der Autor einen kritischen Blick für beide kulturellen Modelle bewahrt – sein abschließendes Loblied auf den individuellen Widerstand gegen die „heterosexistische[] Ordnung“ (ebd.) ist, wie ich finde, zu früh gesungen.

Weniger optimistisch fällt Sebastian Scheeles Analyse heterosexueller Männlichkeiten aus: Metrosexuelle Selbstinszenierungen, die Geschlechtergrenzen scheinbar überschreiten, erweisen sich in Scheeles Analyse als durch und durch heteronormatives Phänomen.

Spezifisch weibliche Aneignungen und Umformungen von Männlichkeiten werden anhand der Drag King-Szene (Uta Schirmer) und weiblichen Schreibens über begehrlische Männlichkeiten im Genre Slash-Literatur (Anne Eßer/Kyberlin Reed) behandelt. Einige Artikel fokussieren queere AkteurInnen, die sich zwischen den Geschlechtern oder jenseits von Geschlecht verorten:

Körperbilder von Transmännern (Josch Hoenes), Männlichkeitsperformanzen in lesbisch-queeren *Daddy-Boy*-Rollenspielen der SM-Szene (Robin Bauer), Darstellungen von Transfrauen im Spielfilm (Elahe Haschemi Yekani, Elke Heckner). Historische Rekonstruktionen von Männlichkeiten leisten die Beiträge zum Zusammenhang von Männlichkeitsleitbildern und politischem System in der DDR (Sven Glawion), zu homo sozialen Begegnungen in literarischen Verarbeitungen des „Mythos Afrikasöldner“ (Michael Gratzke), zu Diskursen über die Vermännlichung weiblicher Arbeiterinnen im viktorianischen England (Renate Lorenz) und über ‚den Jünger, den Jesus liebte‘ (Andreas Kraß). Dabei wird auch deutlich, dass ‚queer‘ und ‚heteronormativ‘ als Begriffspole nur historisch kontextualisiert Sinn machen. So zeichnet Kraß nach, wie Jesus’ Beziehung zu seinem Lieblingsjünger Johannes über die Jahrhunderte hinweg interpretiert wurde. Erst in modernen Lesarten wird sie als entweder homosexuelle oder heterosexuelle (mit Johannes als ‚vertuschter‘ Maria Magdalena) Liebesbeziehung vereindeutigt. Kraß macht mit diesem Beispiel auf die historische Genese der modernen heteronormativen Gesellschaftsordnung mit ihren starren Klassifizierungen aufmerksam. Der mittelalterlichen Lesart bescheinigt der Autor das größte queere Potenzial – dies erscheint mir nicht ganz zutreffend, denn konsequent weitergedacht kann auch Subversivität bzw. Queerness nur im Hinblick auf die jeweils geltenden Dogmen einer Zeit bestimmt werden.

Die meisten der AutorInnen hüten sich vor einem vorschnellen euphemistischen Feiern queerer Lebensentwürfe und analysieren sorgfältig subkulturelle Bedeutungen und Strukturzusammenhänge. Die mit Abstand kritischste Auseinandersetzung mit der Queer Theory als solcher zeigt Gratzkes Beitrag. ‚Queering‘ kritisiert die Normalisierung von Identitäten. Doch, so fragt Gratzke, sind queer pluralisierte Lebensentwürfe und die Flexibilisierung von Identitäten nicht ihrerseits normalisierte Produkte der spätkapitalistischen Gesellschaft? Zugespitzt: Das ‚alles ist erlaubt‘-/‚alles ist Performance‘-Credo harmoniert allzu gut mit den Anforderungen ans postmoderne Subjekt und Queer Theory läuft Gefahr „Erfüllungsgehilfe der neoliberalen Konsumgesellschaft“ (210) zu sein.

Der letzte Beitrag des Bandes schließlich kritisiert die Marginalisierung und Entpolitisierung weiblicher Identitäten sowohl in queeren Szenestrukturen als auch in den Queer Studies und die entsprechende Dominanz queerer Maskulinitäten wie Butch, Drag King etc. gegenüber „Femmes und Freundinnen“, die in „Nebenrollen“ gedrängt würden (Andrea Rick). Daran anknüpfend halte ich auch ein kritisches Nachdenken über die Popularität von Männlichkeit als Thema der Geschlechterforschung für geboten. Setzen sich auf diesem Wege die gesellschaftliche Höherbewertung des Männlichen und die Marginalisierung von Weiblichkeiten auch in den Gender und Queer Studies fort?

So heterogen wie die Menschen, die sich Männlichkeiten aneignen, so heterogen fallen auch die Diagnosen der AutorInnen in Bezug auf heteronormatives vs. queeres Potenzial aus. Denn Männlichkeit ist ein Kontextphänomen und kann vielfältige, fast immer ambivalente Bedeutungen tragen. Obwohl es eine Stärke des Bandes ist, Queerness nicht pauschal bestimmten sozialen Gruppen zuzu-

schreiben, neigt er insgesamt zum für (queere) Geschlechterforschung notorischen Bias. So stellt *Drag King* Niko treffend fest, dass das Oszillieren zwischen Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen eine Position ist, die nicht jeder/m freisteht (179). Auf der Suche nach Subversion der Geschlechterordnung konzentrieren sich die meisten Beiträge zum einen auf geschlechtliche und erotische GrenzgängerInnen und zum anderen auf eben solche eines gebildeten und/oder künstlerischen Milieus. Die Herausgeber bedauern explizit, dass nicht zu allen relevanten Themengebieten Beiträge gewonnen werden konnten. Nichtsdestotrotz: „Unbeschreiblich männlich“ gibt interessante und vielseitige Einblicke und zeigt auf, wie queere Wege in der Männlichkeitsforschung beschritten werden können. Männlichkeiten, so veranschaulicht der Band eindrucksvoll, sind für alle da. Was wir aus ihnen machen, ist höchst unterschiedlich. Von einer Verabschiedung der Kategorie ‚Männlichkeit‘, wie Degele sie fordert, sind wir angesichts der vielen Aneignungen jedoch noch weit entfernt. Männlichkeit hat, so scheint es, in Alltag und Wissenschaft gleichermaßen Konjunktur.

Annegret Erbes

Nachfragen und widersprechen oder: Falsche Erwartungen

Ernst Hanisch (2005) Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau (459 S., 35,00 Euro).

Hanisch bezieht sich bei der Betrachtung von „Männlichkeiten“ auf den Zeitraum der 1890er Jahre bis in die Gegenwart und begrenzt sich räumlich auf Österreich. Die Perspektive ist eine historische, „Männlichkeiten“ werden vor einem geschichtlichen Hintergrund dargestellt. Einleitend positioniert der Autor sich wie folgt:

Weder ist der Körper frei interpretierbar, wie es der radikale Konstruktivismus vorschlägt – der Körper setzt Grenzen für die Diskurse und es gibt ihn vor den Diskursen –, noch ist der Körper unabhängig von den Diskursen, wie es der Biologismus meint. Geschlechterrollen sind historisch und damit veränderbar. Aber sie sind nicht beliebig konstruierbar, weil sie an den Körper zurückgebunden sind. (11)

Innerhalb der Konstruktionen geschlechtlicher Rollen weise die „hegemoniale Männlichkeit“, so Hanisch, eine doppelte Struktur auf, nämlich die Dominanz über Frauen und Feminines sowie die Dominanz einzelner Muster von Männlichkeit gegenüber untergeordneten Mustern, wobei es auch zu Mischformen komme bzw. männliche Muster in Verbindung zu Klassen und Milieus stünden (12). Gewalt und Aggression bezeichnet der Autor als „das dunkle Kapitel der Geschichte der Männlichkeit“ (ebd.), nämlich wenn die symbolische Darstellung von Dominanz nicht mehr ausreiche und in „außerordentlichen Situationen“ die „Decke der Zivilisation“ (ebd.) einbreche. Schwerpunkt dieses Buches ist

also – wie der Titel vermuten lässt – nicht das Geschlechterverhältnis, sondern dargestellt werden sollen Männlichkeitsmuster und hegemoniale Beziehungen und Widersprüche zwischen diesen Mustern.

Hanisch analysiert „Männlichkeiten“ auf der Ebene der Diskurse, der sozialen Praxis und der subjektiven Erfahrung und bezieht sich hierbei über weite Teile auch auf Archivmaterial wie Gerichtsakten und Egodokumente. Entworfen werden fünf Grundkategorien von „Männlichkeiten“, nämlich Männer als Krieger, Liebhaber, Väter, Berufsmenschen und Sportler. Diese Perspektiven werden in ihren jeweiligen historischen Kontexten und heterogenen bis widersprüchlichen Interpretationen und Entwicklungen nachgezeichnet.

Im ersten Kapitel wird die „Männlichkeit des Kriegers 1914-1918“ bis zum „Untergang des Kriegermythos“ nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt, hierbei finden auch das Soldatische kontrastierende Muster von Männlichkeit Raum. Auf der Basis zahlreicher Dokumente skizziert Hanisch entlang der historischen Ereignisse den Wandel vom kriegerisch-militärischen Muster bis zum „Untergang des Kriegermythos“.

Das nächste Kapitel ist zwar überschrieben mit „Der Liebhaber“, über weite Strecken jedoch geht es hier schwerpunktmäßig weniger um „Männlichkeiten“ als um Sexualität zwischen Männern und Frauen bzw. um Frauen und ihre Sexualität. Diese Geschichte der Sexualität und deren teilweise überdetailreiche Beschreibung wird ebenfalls eingebettet in die Darstellung historischer Entwicklungen, die Perspektive des Buches verliert sich hier jedoch teilweise. Es entsteht der Eindruck, dass mit dem Autor etwas die Lust am Erzählen durchgeht, was jedoch nicht zur Folge hat, dass man den Text gerne liest. Das Kapitel ist insgesamt durch seine Detailfülle einerseits sowie durch seine Versimpelungen, Wertungen und Verzerrungen andererseits – so z.B. bei der Schilderung der Entwicklungslinien der Frauenbewegung – unangenehm. Offen bleibt darüber hinaus die Funktion des Abschnitts „Als Historiker über Liebe schreiben“ (275 ff), für den die gleiche Kritik gilt.

Die „Metamorphosen der Väterlichkeit“ rücken den Fokus „Männlichkeiten“ wieder deutlicher in den Mittelpunkt. Thematisiert werden hier verschiedene Stile von Vaterschaft sowie Perspektiven aus unterschiedlichen Milieus. Das Kapitel „Homo Faber / Der Berufsmensch“, befasst sich mit männlich konnotierter Berufstätigkeit anhand des Berufs des Bauern, des Bürgers, des Arbeiters und des Angestellten. Auch wenn hier, wie es sich bei diesem Thema kaum vermeiden lässt, das Gefälle zwischen der von Männern und Frauen verrichteten Arbeit, Arbeitsbedingungen und Entlohnung angesprochen wird, wären mehr Präzisierungen wünschenswert gewesen. Das Kapitel über die „Männlichkeiten“ im Sport vertieft die Beispiele Jagen, Fußball und Alpinismus.

Insgesamt gibt der von Hanisch verfasste Text aufgrund der starken Vereinfachung vieler Darstellungen immer wieder Anlässe, sich beim Lesen zu ärgern.

Dies betrifft nicht nur Ausführungen zu Frauen und Frauenemanzipation, und bezieht sich auch nicht nur auf die Inhalte, sondern teilweise auch auf die gewählte Sprache. Aktuelle Theorielinien der Geschlechterforschung werden rigide bewertet: „Der postmoderne konstruktivistische Geschlechterentwurf ist das Spiel einer kleinen Bildungselite. Er wird von der historischen Realität falsifiziert“ (415). Immerhin geschieht dies deutlich und klar – mehr Klarheit und Differenzierung hätten diesem Buch insgesamt gut getan. Man möchte nachfragen und widersprechen, die teilweise unangemessen starke Reduktion der Komplexität des Themas und offen bleibende Fragen machen die Lektüre anstrengend. Die „Männlichkeiten“ werden zu wenig analytisch betrachtet, stattdessen wird viel erzählt. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung eignet dieses Buch sich vielleicht als eigener Forschungsgegenstand, entsprechende Erwartungen löst es jedoch nicht ein.

Rezensionen zum Thema
'Gender in den Literaturwissenschaften'

Birte Giesler

Male trouble oder das Unbehagen der Blaubärte – Eine (Literatur)Geschichte der imaginierten Männlichkeit.

Monika Szczepaniak (2005) *Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau (325 S., 42,90 Euro).

Die Geschichte vom frauenmordenden ‚Blaubart‘, der die Neugier seiner Ehefrau(en) auf die Probe stellt und ihren Ungehorsam mit dem Tod bestraft, gehört zu den modernen Mythen vom ‚Kampf der Geschlechter‘: Der heiratswillige Blaubart will prüfen, ob seine frisch angetraute Ehefrau wirklich gehorsam ist. Er behauptet, verreisen zu müssen und vertraut ihr die Schlüssel zu seinem Haus an mit der Auflage, dass sie einen bestimmten, zu einer geheimen Kammer führenden Schlüssel nicht benutzt. Die Frau hält sich nicht an das Verbot und entdeckt eine Kammer, in der sie Blaubarts frühere Frauen ermordet vorfindet. Als Blaubart den Ungehorsam entdeckt, will er den Vertrauensbruch mit dem Tod bestrafen. Doch wird die junge Frau von ihren Brüdern gerettet und Blaubart getötet. „Der sehr verbreitete Stoff“ (Frenzel, *Stoffe der Weltliteratur*) existiert in unterschiedlichen Varianten in der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte, und so ist es der internationalen Märchenforschung bisher auch nicht gelungen, den Ursprung des Märchens mit Bestimmtheit festzustellen. Einigkeit besteht jedoch zumindest darüber, dass der Blaubart-Stoff dank des französischen Märchenerzählers Charles Perrault (1628-1703) Eingang in die moderne Literatur gefunden hat.

La Barbe-Bleue, erstmals erschienen 1697 in Perraults Märchensammlung *Histoires ou Contes du temps passé*, bildet so auch den Ausgangspunkt für die polnische Germanistin Monika Szczepaniak, die in ihrem Buch *Männer in Blau* auf 304 eng bedruckten Seiten die Bearbeitung des Blaubart-Themas in der deutschsprachigen Literaturgeschichte nachvollzieht. Textgrundlage der literaturwissenschaftlichen Analysen bilden „ca. 60 literarische Versionen der Blaubart-Geschichte in Form von Märchen, Gedichten, Dramen, Erzählungen und Romanen aus dem Zeitraum 1771 (Gotters *Blaubart. Romanze*) – 2001 (Judith Kuckarts *Nadine aus Rostock*)“ (91). Dabei bietet die umfangreiche Untersuchung weit mehr als eine ‚traditionell‘ literaturhistorische Aufarbeitung der Stoff- und Motivgeschichte des ‚Blaubarts‘. Szczepaniak nutzt die auffällige geschlechtliche Codierung des Märchenstoffs für eine kritische Re-Lektüre seiner Geschichte aus der Perspektive der an der Konstruktion von Männlichkeit interessierten *Gender Studies*:

Ziel in der vorliegenden Untersuchung ist es, eine umfassende Darstellung der literarischen Blaubart-Bilder zu präsentieren, das Blaubart-Motiv aus der traditionellen Motiv- und Märchenforschung herauszuführen und es aus der Sicht der Männlichkeitsforschung neu zu perspektivieren. (...) Eine spezifisch auf Männlichkeit gerichtete Perspektive ermöglicht es, die Blaubart-Figur als Fall einer problematischen, in Dauerkrise sich befindenden Männlichkeit zu interpretieren. (2 f)

Bei einer Grundstruktur von 4 Großkapiteln besteht das Buch im Wesentlichen aus zwei Teilen, wovon eine rund 80seitige Darlegung der Sozial- und Kulturgeschichte der abendländischen Männlichkeitskonstruktionen den ersten Teil bildet. Die Autorin bedient sich dabei der neuesten Forschungsliteratur aus der ideologiekritischen Männerbildforschung sowie der sozialgeschichtlichen bzw. (de)konstruktivistisch argumentierenden *Men's* und *Gender Studies* und liefert damit einen überaus aufschlussreichen und dichten Abriss zum aktuellen Stand der Männlichkeitsforschung. Die verschiedenen Konzepte werden auf ihre literaturwissenschaftliche Anschlussfähigkeit hin befragt, wobei Szczepaniak dem von dem australischen Soziologen Robert Connell entwickelten Modell der ‚hegemonialen Männlichkeit‘, Judith Butlers Theorie der ‚Performanz‘, Claudia Benthens Konzept der ‚Maskerade‘ sowie Pierre Bourdieus Begriff vom ‚Habitus‘ besonderen Wert zumisst. Eigentliches Kernstück der Untersuchung bildet die nach bestimmten Themenaspekten gegliederte Besprechung der literarischen Blaubart-Texte. Auftakt dazu ist eine genaue Analyse der Perrault'schen Märchenvorlage (95-105), gefolgt von einem Überblick über die „Kulturgeschichte des Bartes“ (105-122). Unter den Themenaspekten Liebes-, Ehe- und Familiendiskurse (137-207), Inszenierungen serieller Gewalt (207-234), Sexualität (234-269) und Erlösung (269-291) werden die unterschiedlichen Texte aus dem engeren Bereich des Stoffes – von den klassischen Märchenvarianten Ludwig Tiecks, Ludwig Bechsteins und der Brüder Grimm über die Bearbeitungen von Autorinnen und Autoren wie Eugenie Marlitt, Alfred Döblin und Max Frisch bis zu Beispielen aus der Gegenwartsliteratur (z.B. von Elke Heidenreich oder Dea Loher) –, aber auch Texte, die nur auf den zweiten Blick als in den Kontext des Blaubart-Motivs gehörig erkennbar sind – wie Ingeborg Bachmanns *Der Fall Franza* oder Martin Walsers *Ein fliehendes Pferd* –, besprochen.

Als literarhistorische Ergebnisse stellt die Autorin fest, dass noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Perrault'sche Vorlage die deutschsprachigen Bearbeitungen dominiert hat und erst danach heterogene, stärker abweichende Versionen erscheinen (95). Des Weiteren sei auffällig, dass die Bedeutung des Bartes im Laufe der Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts abnehme. Dass der Blaubart der Gegenwartsliteratur bartlos auftritt, liest Szczepaniak als eines der Zeichen für die ‚Krise der Männlichkeit‘ (136). Wichtigstes Ergebnis in Bezug auf die Erforschung der kulturellen Konstruktion von Männlichkeit ist, dass auch der Blaubart-Diskurs die Einsicht von Walter Erharts grundlegender Schrift *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit* (München 2001) bestätigt: Gerade auch die Geschichten um den Blaubart-Stoff zeigen, dass weibliche und männliche modern-bürgerliche Geschlechteridentität über die Fixierung auf die Familiengründung entworfen werden. So verweise der literarische Blaubart-Diskurs „das ‚erste‘ Geschlecht auf den Status der ‚Familienmänner‘“ (204).

Im Zentrum des Interesses der Untersuchung stehen die sozialen, historischen, psychologischen, kulturellen und mentalitätsgeschichtlichen Aspekte der Konstruktion westlich-moderner Männlichkeit. Um diesen nachzuspüren erweise sich – so die Autorin – der Blaubart-Diskurs in der deutschsprachigen Literatur als besonders fruchtbar, da die Popularität und die unterschiedlichen

Bearbeitungen des Blaubart-Stoffs ein gutes Beispiel seien für die wechselseitige Beeinflussung von Literatur und sozialer Realität. Auf der einen Seite lassen sich an den Blaubart-Geschichten kulturelle Liebesvorstellungen und Geschlechterkonstruktionen des jeweiligen historischen Kontextes ablesen, auf der anderen Seite wirken die literarischen Fiktionen vom Blaubart aber auch an der gesellschaftlichen Stereotypisierung der Geschlechter mit (206). Das den literarischen Diskurs bestimmende komplexe Spannungsverhältnis zwischen Referenz auf außerliterarische Realität und sprachlicher Erschaffung neuer Realität – zwischen *Mimesis* und *Poesis* – wird bei der konkreten literaturwissenschaftlichen Arbeit allerdings nicht weiter thematisiert. Und so werden auch die zwei Geschlechter ‚Mann‘ und ‚Frau‘ (während die Kritik der kulturellen Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit theoretisch referiert und nachvollzogen wird) bei den konkreten Textanalysen als gegeben impliziert und vorausgesetzt. Eine weitere Schwäche der Untersuchung ist, dass bedauerlicherweise die themenrelevante Literatur der englischsprachigen Germanistik – etwa die Monografie zum Blaubart-Motiv von Mererid Puw Davies (*The tale of Bluebeard in German literature. From the eighteenth century to the present*, 2001) sowie die grundlegenden Arbeiten zur identitätskritischen Männlichkeitsforschung von Susan Gustafson, Alice Krusznar und Robert Tobin – vollständig ausgeklammert wurde.

Nichtsdestotrotz hat Monika Szczepaniak mit *Männer in Blau* einen grundlegenden, überaus erhellenden und lesenswerten Beitrag zur Stoffgeschichte des ‚Blaubarts‘ und darüber hinaus – was das Buch für weitere Publikumskreise interessant macht – einen bedeutenden Beitrag zur Geschlechtergeschichte der deutschsprachigen Literatur geleistet.

Irmtraud Hnilica

‚Andere‘ und ‚doppelt andere‘ Literatur: ein neues Lexikon zur Literatur von Frauen

Gudrun Loster-Schneider/ Gaby Pailer (2006) Hg. *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730 – 1900)*. Tübingen: A. Francke Verlag (491 S., 128,00 Euro).

Dass die Aufnahme in den deutschsprachigen literarischen Kanon nur wenigen Autorinnen des 18. und 19. Jahrhunderts gelang, prägt literaturwissenschaftliche Forschung und Lehre bis heute. Die imaginäre Bibliothek, aus der sich LiteraturwissenschaftlerInnen bedienen, ist nach wie vor androzentrisch geprägt, wie die Herausgeberinnen Gudrun Loster-Schneider, Privatdozentin am Lehrstuhl für Neuere Germanistik an der Universität Mannheim, und Gaby Pailer, Associate Professor in Vancouver, im Vorwort ihres *Lexikons deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen* zeigen. In diesem neuen Nachschlagewerk nehmen sie den Zeitraum 1730 bis 1900 in den Blick, der mit der Aufklärung beginnt, Klassik, Romantik, Vormärz und Realismus umfasst und mit dem *Fin*

de siècle selbst noch die frühe literarische Moderne einschließt. Ein ehrgeiziges Projekt, für das die Herausgeberinnen eine ganze Reihe engagierter LiteraturwissenschaftlerInnen haben gewinnen können. So stammen die Beiträge unter anderem aus den Federn von Sabina Becker, Walther Fähnders, Ruth Florack, Ortrud Gutjahr, Annegret Pelz, Franziska Schöbler und Inge Stephan.

Bisherige Lexikonprojekte waren, wie die Herausgeberinnen im Vorwort feststellen, häufig „frauen- und autorzentriert, genauer: Sie fokussieren Biografien und Gesamtwerke der Autorinnen, nicht einzelne Werke, und ihr textspezifischer Informationsgehalt ist meist entsprechend gering“ (VII). Anders das vorliegende Lexikon, das sich dem biografisch codierten Blick auf Literatur von Frauen verweigert – es verfällt nicht in Personenkult, sondern nimmt die Frauen als Autorinnen ernst, indem es sich für deren Werke interessiert. Als biografische Informationen zu den Autorinnen finden sich daher lediglich Geburts- und Sterbejahr sowie bürgerliche Namen. Gelegentlich allerdings scheint selbst hinter diesen spärlichen Angaben etwas von den Irrungen und Wirrungen eines Lebens auf, etwa bei Sophie Albrecht: „geb. Johanne Sophie Dorothea Baumer; verh. Albrecht; verh. von Hahn; verh. Albrecht“ (2).

Insgesamt werden 343 Dramen und Prosatexte von 170 deutschsprachigen Autorinnen vorgestellt, im Grunde wird also nur eine kleine Auswahl des literarischen Schaffens von Frauen im Zeitraum zwischen 1730 und 1900 präsentiert. Darunter sind so bekannte Werke wie Annette von Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen* von 1842 oder einige frühere Texte von Lou Andreas-Salomé, aber auch sehr viele bisher wenig beachtete Texte. Hier liegt die eigentliche Leistung des Nachschlagewerks, das sich explizit auch der ‚doppelt anderen‘ Literatur jener Autorinnen widmet, die keine Aufnahme in den sich bildenden weiblichen Kanon gefunden haben. Einiges davon, etwa Marie Nathusius' Roman *Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirath schließt* von 1858, war bei den ZeitgenossInnen durchaus erfolgreich, fand aber kein gebührendes literaturwissenschaftliches Interesse. Nicht nur hier, auch in vielen anderen der präsentierten Texte sind die ProtagonistInnen weiblich. Das Kreisen um die ‚Frauenfrage‘ haben viele der Autorinnen gemeinsam. Auch deshalb stellt das Lexikon einen reichen Fundus an gender-spezifischen Forschungsdesideraten dar.

Zu den aufgeführten Dramen und Prosatexten gibt es jeweils eine Inhaltsangabe samt kurzer Analyse, die bei aller Knappheit in den meisten Fällen durchaus differenziert ausfällt. So stellt etwa Sabina Becker dar, wie Helene Böhlau Roman *Halbtier* von 1899 zwischen Provokation und Konservatismus schwankt:

Der Handlungsverlauf dieses traditionell erzählten Romans nimmt der angelegten Genderkritik viel an Schärfe: Zwar führt er die berufliche Ausbildung der Frau als eine Lösungsmöglichkeit der beschriebenen gesellschaftlichen Missstände vor, doch dieser Gedanke wird letztlich in ein traditionelles Schema eingebunden. (49 f)

Insofern über ein Werk bereits geforscht wurde, werden die Lexikonartikel durch ausgewählte Literaturhinweise sinnvoll ergänzt. Wertvoll sind auch die Verweise auf Ausgaben, da sich viele Erzählungen etwa in Sammelbänden gleichsam verstecken. Damit ist die Möglichkeit zum kurzen und schnellen Überblick ebenso gegeben wie ein Ausgangspunkt zum tieferen Einstieg in ein Œuvre. Auch zum Schmökern lädt das Lexikon ein und macht Lust auf die Lektüre so mancher Werke – dass nur gedruckte Texte aufgenommen wurden, die der Rezeption auch zugänglich sind, ist in dieser Hinsicht pragmatisch. Als ‚Bonbon‘ bietet das Lexikon eine CD-Rom, die die Recherche nach Autorinnen oder Werktiteln nochmals erleichtert und viele Zusatzfunktionen bietet.

Das *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen* leistet einen wichtigen Beitrag zur Korrektur des androzentrischen Kanons nicht zuletzt dadurch, dass es die Produktivität von Frauen auch auf dem vermeintlich ‚männlichen‘ Feld des Dramas dokumentiert. Allen mit Literatur Befassten, deren Interesse sich nicht auf männliche Autoren und die wenigen Autorinnen, denen die Aufnahme in den Kanon gelungen ist, beschränkt, wird das Lexikon unentbehrlich werden.

Jennifer Moos

Eine etwas andere englische Literaturgeschichte.

Ina Schabert (2006) *Englische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag (497 S., 25,00 Euro).

Neun Jahre nach dem Erscheinen von Ina Schaberts *Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung* (1997) liegt nun endlich die lang erwartete ‚Fortsetzung‘ vor. Hatte der erste Band die Zeitspanne vom elisabethanischen England bis zur viktorianischen Epoche umfasst, so widmet sich der ‚Ergänzungsband‘ den Jahren 1900 bis 2000. Analog zum Aufbau des ersten Bandes übernimmt Schabert eine Unterteilung des zu untersuchenden Zeitraumes in gesellschaftspolitische und literaturgeschichtliche Phasen. In den drei Teilen zur Klassischen Moderne (1900-1930), Jahrhundertmitte (1930-1970) und Postmoderne (1970-2000) wird jeweils die klassisch literaturwissenschaftliche Trias bestehend aus Roman, Gedicht und Drama aus geschlechterspezifischer Perspektive beleuchtet.

Dass bei einem solch umfangreichen Projekt notwendigerweise „eine selektive Kulturgeschichte der Literatur“ (6) geschrieben wird, reflektiert die Autorin bereits in der Einleitung. Eines der Hauptanliegen des Buches ist es, „Literaturgeschichte als Geschichte eines Dialogs zwischen Männern und Frauen – zwischen Autoren und Autorinnen, Leserinnen und Lesern, Kritikern und Kritikerinnen“ (XII) zu vermitteln und somit das herkömmliche Verständnis einer Literaturgeschichte Englands „als Monolog der männlichen Seite“ (ebd.) kritisch zu hinterfragen. Damit sind auch zwei Hauptunterschiede zu anderen,

„klassischen“ Überblickssammlungen erklärt: Erstens liest Schabert die ausgewählten Werke „im Kontext der sich verändernden Konzepte von *sex*, *gender* und sexueller Orientierung“ (6) und setzt diesen Wandel durchgängig überzeugend in Bezug zu den epochal spezifischen „politischen, sozialen und juristischen Vorgängen“ (7). Zweitens fordert gerade ihre Re-Lektüre kanonisierter Werke die Leserinnen und Leser dazu auf, in einen neuen, geschlechtersensiblen Dialog mit altbekannten Autoren und Autorinnen zu treten.

Bevor Schabert auf die einzelnen Phasen eingeht, liefert sie einen sehr hilfreichen Überblick zu „Geschlecht und Geschichte im England des 20. Jahrhunderts“ (12-46). Dabei geht sie u. a. auf die frühe medizinische Sexualforschung, veränderte Anforderungen an Frauen- und Männerrollen durch die beiden Weltkriege, die veränderte Sexualmoral seit den 1960er Jahren, die Institutionalisierung der Women Studies und Gender Studies sowie auf die noch junge Geschichte der (kritischen) Männerforschung und dekonstruktivistischen Geschlechterforschung ein. Ausgestattet mit diesem Hintergrundwissen können sich auch ‚fachfremde‘ Leser und Leserinnen bestens vorbereitet der weiteren Lektüre widmen und Schaberts detaillierter Analyse stets gut folgen.

Es wäre vermessen anzunehmen, in einer Rezension dem gesamten Spektrum des knapp 500 Seiten umfassenden Werkes auch nur annähernd gerecht werden zu können. Exemplarisch herausgreifen möchte ich deshalb Schaberts Ausführungen zum epochal variierenden Verhältnis zwischen unterschiedlichen ‚Realismen‘ und den jeweilig vorherrschenden Auffassungen von Geschlecht und Sexualität. Wenn Virginia Woolf in *A Room of One's Own* (1928) schreibt, „Fiction must stick to facts, and the truer the facts the better the fiction – so we are told“ (zit. nach Penguin Ausgabe 2000, 17), klingt in ihrem „so we are told“ eine für die Klassische Moderne charakteristische Skepsis gegenüber oberflächlich abbildenden Verfahren an. Der Realismus vergangener Dekaden wurde von Autorinnen und Autoren des frühen 20. Jahrhunderts besonders im neuen Genre des Bewusstseinsromans gebrochen, das durch die Darstellung innerlicher Gedankenprozesse die subjektive Erfahrbarkeit von ‚Realität(en)‘ in das Zentrum der Romanwelten rückte (psychologischer Realismus⁵). War in den Künstler- und Künstlerinnenkreisen des Londoner *Bloomsbury Circle* und der Pariser *Rive Gauche* Platz für Geschlechtergrenzen und monogame Beziehungsvorstellungen überschreitende sexuelle Abenteuer sowie für eine „ganz spezifische innere ‚Vision‘ von Welt“ (55), in der das „Ideal androgynen Schreibens“ (79) u. a. durch „[g]eschlechterkrenzendes Erzählen“ (115) vertreten wurde, so trifft man außerhalb dieser Zirkel auf das Ideal „harte[r] Männlichkeit“ (83). Dieses dient besonders während und nach dem Ersten Weltkrieg dazu, „die europäische und imperiale Machtposition Englands aufrechtzuerhalten (...). Männlichkeit und *Britishness* gehören zusammen“ (ebd.). Besonders präsent ist diese Allianz bei jenen Dichtern, die „[a]lles, was weich, ineinanderfließend, vage, geheimnisvoll nebelumhüllt, emotional geprägt, assoziativ verbunden ist“ (138), auf der weiblich konnotierten „Negativseite“ (ebd.) verorten, während all das, was als „metallische Präzision, distanzierte Klarheit und Sprödigkeit“ (ebd.) gilt, positiv gesehen wird. Dichterinnen hingegen, so Schabert, scheinen häufiger

ein „persönliches Bewusstsein“ (147) zu vermitteln und tendieren zur Negation der „Opposition von männlich und weiblich“ (148).

Mit der sich verschlechternden wirtschaftlichen Lage und der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges werden Geschlechterfragen zunächst in den Hintergrund gedrängt. In den 1930er Jahren wird das „Programm des dokumentarischen Schreibens“ (172) prominent: „Auf der Basis empirischer Studien soll Literatur die gesellschaftliche Realität, vor allem die bis dahin weitgehend ausgeklammerte Realität der unterprivilegierten Gesellschaftsschichten, möglichst genau wiedergeben“ (ebd.). Als neues Genre entwickelt sich der Dokumentarfilm. In der Literatur wird mit „innovativen, fotografisch präzisen und filmartig multiperspektivischen Darstellungsweisen“ (193) experimentiert, im Verfahren der *dense description* sollen die Lebensumstände von Arbeitern, Arbeitslosen und Armen aufgezeichnet werden. Dass in den fiktional überformten Dokumentationen dieser Zeit die „Neutralität des Erzählens ebenso trügerisch ist wie die einer Kamera“ (202), zeigt nicht nur die Vernachlässigung der Lebenssituation(en) von Frauen. Gerade Autoren aus dem Bürgertum scheinen mit der Darstellung von Männern aus der Arbeiterklasse und der ihnen zugeschriebenen „Abhängigkeit, Leidensfähigkeit und Geduld“ (210) sowie „der Passivität der Arbeitslosigkeit“ (ebd.) eine Feminisierung zu betreiben, von der sie sich selbst in ihrer bürgerlich-männlichen Identität absetzen wollen. Allerdings wird die dargestellte Körperlichkeit häufig von einer homoerotisch aufgeladenen „Schönheit der entkleideten, muskulösen und vernarbten Körper“ (211) begleitet. In der zweiten Jahrhunderthälfte beginnen auch Autorinnen ihre Sicht auf England und die Arbeiterinnenwelt zu schildern. Dass die Großstadt, insbesondere London, ab den 1960er Jahren wieder als „Ermöglichungsraum für weibliche Selbstbestimmung“ (285) gilt, zeigen die zahlreichen literarischen Erkundungen weiblicher Lebensräume. Während durch „[p]hallische Motivik“ (271) und „[m]isogyne Unter- und Obertöne“ (ebd.) aufgeladene Lyrik in den 1930er bis 1950er immer noch „Männerarbeit“ (270) zu sein scheint, wird im Theater des Absurden „körperliches Leben (...) zugunsten einer reinen Kopffexistenz“ (262) abgetötet. Diese „Regression des Humanen“ (263) parodiert zwar auch typische Formen des *male bonding*, gewährt Frauen aber häufig nicht einmal mehr eine eigene Bühnenpräsenz.

In der Postmoderne ist unter dem Einfluss (de)konstruktivistischer Theorien jegliche ‚Realität‘ nur noch in Anführungszeichen zu denken. Sprache versagt als realitätsabbildendes Instrument; marginalisierte, bis dahin ungehörte Stimmen melden sich zu Wort; *sex* und *gender* werden als „Fiktion, Maskerade, Zitat, Performanz“ (299) entlarvt. Der ‚Sprachkrise‘ wird mit „nichtmimetischen Erzählweisen“ (310) begegnet, die es ermöglichen, das „Konstruktpotential[] von Geschlecht voll auszuleben“ (314). Im Theater werden mit den Mitteln von *cross-dressing* und *cross-casting* ‚Geschlechterrealitäten‘ verkompliziert. Im Roman wird neben der Möglichkeit der *cross-gendered narrative* oder dem Einsatz geschlechtsambiger Erzähler und Erzählerinnen der „operative Geschlechtswechsel (...) als Beleg für ein komplexes und labiles Verhältnis von *sex* und *gender*“ (352) angeführt. Dieses ‚Spiel mit den Grenzen‘ das bis zur „total[en] Ununterscheidbarkeit von *fact* und *fiction*“ (374) getrieben wird, kann

in Rekurs auf eine Art des Erzählens, die in England vor allem durch Autorinnen und Autoren mit postkolonialem Hintergrund geprägt wurde, als ‚magischer Realismus‘ bezeichnet werden: „[R]ealistische Schilderungen werden begleitet oder abgelöst von Motiven des Wunderbaren (...). *Magical realism* lehnt sich auf gegen die Selbstsicherheit westlicher Logik und die Enge rational kontrollierten Erzählens“ (390) und dient dabei „nicht nur epistemologischen, sondern auch politisch subversiven Zwecken“ (ebd.). Schabert zufolge verliert in den 1990er Jahren die in der Postmoderne nicht fassbare ‚Realität‘ „unter dem Druck des sozialen und politischen Unfriedens ihre Anführungszeichen“ (413). In der „Nach-Postmoderne“ (415) ist die eigene Position eine unter vielen, muss aber neuerdings „gegenüber [den] anderen Positionen begründet werden“ (ebd.).

Eine solche Begründung bietet der ‚kritische Realismus‘, (...) [der] vom Primat der objektiv vorgegebenen Realität ausgeht anstatt vom psychologisch und linguistisch konditionierten Erkennen. (...) Als ‚kritisch‘ bezeichnet sich dieser Realismus deshalb, weil er um die Begrenztheit des menschlichen Vermögens, Wirklichkeit zu erfassen, weiß. (415f)

Folgt man Schabert, scheint sich dies in der neueren Literatur dahingehend auszuwirken, dass „die ‚intransitive‘ Gegenwart von Dingen und von menschlichen Körpern“ (417) stärker betont wird. Wo Erzählen als „Gestaltungs-, Kommunikations- und Verstehensprozess (...) kohärenzstiftend und gemeinschaftsfördernd“ (436) wirkt, bleibt kein Platz mehr für „postmoderne[] Unverbindlichkeit“ (439). Welchen Beitrag eine neue ‚ethische‘ Literatur, die „eine altruistische Art von Liebe als Gegenkraft zu den dominanten gesellschaftsdestruktiven Kräften wieder entdeckt und als Ideal [preist]“ (ebd.), zu den Debatten um *sex*, *gender* und *desire* liefern kann, wird sich zeigen.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass Schaberts Stärke in der eingängigen, nicht nur für Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler nachvollziehbaren Darstellung von zeitübergreifenden Zusammenhängen zwischen literarischer Produktion, medizinischer, juristischer und gesellschaftlicher Entwicklung liegt. Für am Verlagswesen Interessierte lässt Schabert regelmäßig Hintergrundinformationen zu den Publikationsumständen einzelner Werke einfließen. Außerdem nennt sie sich hauptsächlich in den 1980er Jahren herausbildende ‚Frauenverlage‘, feministische Zeitschriften sowie lesbische und schwule Theatergruppen, die die Subkultur(en) bereicher(te)n. Als besonderes Bonbon hat Schabert in Anlehnung an ein Gedicht von Anthony Thwaite ihr Epiloggedicht „On Consulting *The Cambridge Guide to Women’s Writing in English*“ verfasst, durch das in Schul- und Universitätslehrplänen des 21. Jahrhunderts teilweise noch immer zu wenig beachtete Autorinnen Sichtbarkeit erlangen. Dieses Rhythmus- und Klangspiel wird ein Lächeln auf die Lippen einer jeden Leserin und eines jeden Lesers zaubern. Wer bis jetzt nur den ersten Band dieser englischen Literaturgeschichte hat, wird sich schnell auch den zweiten besorgen. Wer nur den zweiten kennt, wird nicht warten können auch den ersten zu lesen.

Birte Giesler

Die „Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale“ (Adele Schreiber) wird 175 – Zwei Neuerscheinungen zum Jubiläumsjahr von Hedwig Dohm.

Nikola Müller/ Isabel Rohner (2006) Hg. Hedwig Dohm – Ausgewählte Texte. Ein Lesebuch zum Jubiläum ihres 175. Geburtstages. Berlin: Trafo (317 S., 24,80 Euro).

Cornelia Pechota Vuilleumier (2005) „O Vater, laß uns ziehn!“ Literarische Vater-Töchter um 1900. Hildesheim u.a.: Olms (412 S., 58 Euro).

Ich bin des Glaubens, daß zukünftige Gesellschaften auf unsere Sitten wie auf die von Urvölkern blicken werden; ich bin des Glaubens, dass die eigentliche Geschichte der Menschheit erst dann beginnt, wenn der letzte Sklave befreit ist, wenn das Privilegium der Männer auf Bildung und Erwerb abgeschafft, wenn die Frauen aufhören, eine unterworfenen Menschenklasse zu sein – die Fesseln der einen binden alle –, dann erst beginnt die freie Entwicklung der ganzen Menschheit jene Entwicklung, deren Ziel der Mensch ist – ein Ebenbild Gottes.

Hedwig Dohm, „Ich bin des Glaubens“, 1878

Hedwig Dohm (1831-1919), eine der ersten deutschen radikalen Feministinnen, war hinsichtlich der Geschlechterfrage zeitlebens Optimistin. So sehr sie unter ihrem eigenen gesellschaftlichen Schicksal und dem ihrer Mitschwestern litt, so glühend setzte sie sich für die Verbesserung der Lebensumstände ihrer Töchter und Töchterstöchter ein – fest überzeugt davon, dass diese es einmal besser haben würden als sie selbst und ihre Zeitgenossinnen und ebenso überzeugt davon, dass die Themen ihrer Schriften in absehbarer Zeit obsolet sein würden. Eine ‚Eva-Hermann-Debatte‘ Anfang des 21. Jahrhunderts? – Hedwig Dohm würde sich ungläubig im Grab umdrehen.

So wenig Hedwig Dohms Themen ‚erledigt‘ sind, so wenig hat ihr Name bisher den Platz im kulturellen Gedächtnis eingenommen, der ihm eigentlich gebührt. Als eine der ersten, die in Deutschland bereits 1873 das Stimmrecht für Frauen forderte, wurde die Berlinerin jüdischer Abstammung zur Vordenkerin und Gallionsfigur der deutschen Frauenbewegung; und als solche verkörpert Hedwig Dohm heute einen auffälligen Widerspruch: Im 19. Jahrhundert eine der bekanntesten Schriftstellerinnen und Publizistinnen und von der zweiten deutschen Frauenbewegung in den 1970er Jahren wiederentdeckt, wurde die Großmutter Katia Manns zu einer in aktuellen feministischen und genderkritischen Kontexten vielzitierten Ikone. Will man diese Zitate im ursprünglichen Kontext nachlesen, sucht man die Bücher und Schriften allerdings weitgehend vergebens. Bis auf wenige Ausnahmen, mit denen in den letzten Jahrzehnten

vereinzelt Romane, Novellen oder Essays quasi „häppchenweise“ auf den Markt kamen (die inzwischen meist auch schon wieder vergriffen sind) wurden Dohms Texte nie wieder aufgelegt. Die Forschung und das einschlägig interessierte Publikum blieben so notgedrungen auf die Lesesäle in Bibliotheken und Archiven verwiesen, um dort in die konservierten Erstausgaben Einsicht nehmen zu können. Eine Gesamtausgabe des umfangreichen Œuvres von Hedwig Dohm wurde schon lange vermisst und gefordert.

Diese ist nun endlich in Angriff genommen. Unter dem Motto „Die Edition Hedwig Dohm kommt!“ haben Nikola Müller und Isabel Rohner zusammen mit dem Berliner Verlag trafo zum 175. Geburtstag der radikalen Frauenrechtlerin den Anfang zu einer kritisch kommentierten Hedwig-Dohm-Gesamtausgabe gemacht. „87 Jahre – ein langes Menschenleben – nach ihrem Tod startet . . . die *Edition Hedwig Dohm*“, wie die Herausgeberinnen in ihrem Editorial zum Jubiläumsband *Hedwig Dohm. Ausgewählte Texte* schreiben (7). Der Band versteht sich als Lesebuch und Grundstein zur angekündigten Gesamtausgabe, die in den kommenden Jahren mit jeweils zwei Bänden pro Jahr erscheinen soll.

Dass Hedwig Dohms Themen nichts an ihrer Aktualität und Brisanz verloren haben, zeigt bereits ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des Jubiläumsbandes, stellte Hedwig Dohm mit einem ihrer Essays doch schon 1900 Fragen, die heute noch die Gemüter bewegen, wie: „Sind Berufstätigkeit und Mutterpflichten vereinbar?“ (206). Über eine Zeitspanne von mehr als fünfzig Jahren veröffentlichte Hedwig Dohm feministisch-politische Essays, Lustspiele, Romane, Novellenbände, Aphorismen, Artikel, Rezensionen und Novellen in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelbänden sowie eine Abhandlung über die spanische Nationalliteratur. In ihren Texten der unterschiedlichsten Genres untersuchte die radikale Denkerin scharfzüngig soziale Zusammenhänge und entlarvte – lange vor der ‚Theorieakrobatik‘ durch Konzepte wie Ethnomethodologie, Dekonstruktion oder Radikalkonstruktivismus etc. – die ‚Natur der Frau‘ als soziales und kulturelles Konstrukt. Außerdem korrespondierte Hedwig Dohm mit zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens wie Marie Baum, Maximilian Harden, Auguste Hauschner, Karl Kautsky, Fritz Mauthner oder Rosika Schwimmer.

Aus dem mannigfaltigen Dohmschen Gesamtwerk legen die Herausgeberinnen in ihrem Jubiläumsband eine orthographisch behutsam den aktuell gültigen Rechtschreibregeln angepasste Auswahl von ungekürzten Texten verschiedener Genres vor: gesellschaftskritische Novellen (z.B. *Werde, die du bist*), sezierende Essays (z.B. *Nietzsche und die Frauen*), humorvolle Feuilletons (wie *Die Unpersönlichkeit der Frau*), Schriften gegen den Krieg (z.B. *Gegen den Missbrauch des Todes*) sowie bislang gänzlich unbekannte Aphorismen und Briefe. „Die schriftstellerische Vielseitigkeit Hedwig Dohms . . . , die sich weder auf ein Genre noch auf eine Schaffensphase festlegen will“ (25), zu demonstrieren, ist dabei die erklärte Absicht. Der Band wird von zwei Texten über Hedwig Dohm abgerundet (Minna Cauers *Hedwig Dohm zum 80. Geburtstag* aus dem Jahr 1913 sowie *Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm*, geschrieben 1930 von Hedwig Dohms Tochter bzw. Thomas Manns Schwiegermutter Hedwig Pringsheim-Dohm).

Die geneigte LeserIn darf sich freuen. Auf das Lesevergnügen mit den kommenden Bänden, die hoffentlich so planmäßig erscheinen können, wie dies

mit der Neuausgabe des Romans *Sibilla Dalmar*, der im Jahr 1896 erstmals erschienen war, bereits gelungen ist. Wer sich über das Editionsprojekt näher informieren möchte, sei auch auf die von den Herausgeberinnen betriebene Website unter <www.hedwigdohm.de> verwiesen.

Hedwig Dohms Roman *Christa Ruland* – er war 1902 bei S. Fischer in Berlin erstmals erschienen und seine Neuedition ist in der *Edition Hedwig Dohm* noch für dieses Jahr angekündigt – ist unter anderem Untersuchungsgegenstand in der unter dem Titel „*O Vater, laß uns ziehn!*“ *Literarische Vater-Töchter um 1900* bei Olms erschienenen Dissertation der Lausanner Germanistin und Literaturwissenschaftlerin Cornelia Pechota Vuilleumier.

An drei Romanen von Schriftstellerinnen der Jahrhundertwende – Gabriele Reuters *Gunhild Kesten* (1894/1904), Lou Andreas-Salomés *Ruth* sowie Hedwig Dohms bereits erwähnter *Christa Ruland* – untersucht die Autorin die Darstellung der Emanzipation von Töchterfiguren, die sich gegen die Erwartungen ihrer Väter durchzusetzen und ihren eigenen Weg durchs Leben zu gehen suchen. Das Titelzitat ihrer Arbeit entnimmt die Autorin einem der Gesänge Mignons aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Mit ihrer Konzentration auf die Bedeutung dieses Motivs in der ‚Frauenliteratur‘ der Jahrhundertwende knüpft Vuilleumier an die jüngere Hedwig-Dohm-Forschung an, welche die „Vereinnahmung der Schriftstellerin als Ikone der Neuen Frauenbewegung ablöste“ (15) und durch ein erklärtes Interesse an der Ästhetik ihrer dezidiert intertextuellen Schreibweise die fiktionalen Texte Hedwig Dohms erst zum Forschungsgegenstand einer genuinen (genderorientierten) Literaturwissenschaft machte. Dabei wendet Vuilleumier das bei Goethe auf Mignons frühen Tod und das Jenseits verweisende Zitat diesseitig. Vuilleumier zufolge richtet sich die Mignon-Anspielung bei den Frauenfiguren von Autorinnen um 1900 auf irdische ‚handfeste‘ feministische Forderungen, nämlich „auf eine Erweiterung ihrer Handlungs-Spielräume in Kunst und Wissenschaft“ (13). Die weibliche Emanzipationsproblematik interpretiert Vuilleumier „mit einem Seitenblick auf den zeitgenössischen Juden, jenen anderen Außenseiter der wilhelminischen Gesellschaft“ (16). Mit der analogen Betrachtung von Geschlechterdiskriminierung und Antisemitismus/Antijudaismus wendet der Beitrag gesellschaftskritische Überlegungen, die zuvor Hannah Ahrendt, Adorno, Hans Mayer und in der jüngeren Rahel-Varnhagen-Forschung vor allem Barbara Hahn angestellt haben, für die Analyse der Literatur des *Fin de siècle* an. Nach Vuilleumier spiegeln sich die Heldinnen der von ihr untersuchten Romane in den „jüdische[n] Protagonisten oder Themen-Kreise[n]“ (17), findet „die Kompromiss-Lösung jüdischer Akkulturation in den paradoxen Emanzipations-Bestrebungen von Vater-Töchtern eine Entsprechung“ (ebd.). Diesen von der Forschung bisher nicht berücksichtigten „narrativen Zusammenhang“ (ebd.) herauszuarbeiten, ist erklärtes Ziel der Arbeit.

Ihr Kapitel zu Reuters *Gunhild Kesten* stellt Vuilleumier unter den Titel „Eine *Neue Frau* zwischen Vater-Liebe und Kunst-Trieb“ (33-172), erzählt der

Roman doch die Geschichte einer Sängerin, die sich dem Kunstverbot ihres Vaters widersetzt und durch den Tod des Vaters und mit der Hilfe von Ersatzeltern schließlich beides erlangt: künstlerischen Erfolg und eine liebevoll-positive Identifikation mit dem leiblichen Vater, dem sie ihre künstlerische Begabung zu verdanken glaubt.

Hedwig Dohms *Christa Ruland* liest Vuilleumier als „Weibliche Sinn-Suche im Spannungsfeld deutsch-jüdischer Kultur“ (173-275), schließlich habe Dohm in ihrem Roman die Frauen-Frage durch einen „jüdischen Diskurs“ überlagert (174). Wie Reuters so gelingt auch Dohms Titelheldin der schrittweise Gang eines eigenen Weges. Ohne ihren Platz in der Gesellschaft zu verlieren, kann Christa Ruland mit den väterlichen und gesellschaftlichen Vorstellungen von der ‚weiblichen Bestimmung‘ brechen und – nach Scheidung und einer Reihe unkonventioneller Beziehungen – ein Leben als berufstätige Frau ohne Mann wählen.

Bei Lou Andreas-Salomés *Ruth* handelt es sich nach Vuilleumiers Lesart um „Eine Kindfrau zwischen Regression und Emanzipation“ (277-334). Der Roman, der im Gegensatz zu den beiden anderen untersuchten Entwicklungsgeschichten nur einen relativ kurzen Lebensabschnitt der verwaisten Titelheldin beschreibt, erzählt von deren Auseinandersetzung mit dem „inestuöse[n] Machtanspruch eines Mentors“ (291). Andreas-Salomés populärster Roman thematisiert eindrücklich die Notwendigkeit, sich auch von geistigen ‚Ersatzvätern‘ zu emanzipieren. Besonders interessant an Vuilleumiers *Ruth*-Lektüre ist die intertextuelle Betrachtung des Mignon-Bezugs, den die Autorin mit dem Pygmalion-Stoff analogisiert (300-304): Auch bei Pygmalion ist das weibliche ‚Selbst‘ männlich-narzisstisch besetzt, liebt der Mann als Schöpfer bzw. ‚Ziehvater‘ doch kein eigenständiges Wesen, sondern sein eigenes *Ge-Bild-e*.

Lässt Vuilleumiers „*O Vater, laß uns ziehn!*“ leider ein synthetisierendes Kapitel, das die wichtigsten Ergebnisse der umfangreichen Einzelromananalysen zusammenführen würde, vermissen, leistet es dennoch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der deutschsprachigen Literatur der Jahrhundertwende. Nicht nur Bibliotheken und Sammlungen zur genderorientierten Kultur- und Literaturwissenschaft sei es nachdrücklich zur Anschaffung empfohlen, macht das reichhaltige Bildmaterial mit zeitgenössischen Fotografien und themenbezogenen Kunstwerken die Publikation doch zusätzlich interessant. Dass die Studie als eher voraussetzungsreich und an ein Fachpublikum gerichtet einzustufen ist, verweist zurück auf das eingangs angesprochene Desiderat im kulturellen Gedächtnis der Deutschen: Alle drei untersuchten Romane waren zum Zeitpunkt der Drucklegung des Buches „nicht mehr neu aufgelegt“ (15), so dass die Arbeit einem breiteren Publikum unbekanntere Texte zugänglich macht. Es bleibt zu hoffen, dass sich dies auch in Zeiten von Verlagspleiten und knapper Kassen im Kultursektor ändern kann. Die Initiative des *trafo*-Verlags hinsichtlich Hedwig Dohms ist ein sehr begrüßenswerter Schritt in diese Richtung.

Rezensionen zum Thema
,Feminism revisited'

Ruth Brand

Die neue F-Klasse – die dritte Frauenbewegung?

Thea Dorn (2006) Hg. *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München: Piper Verlag (343 S., 14,90 Euro).

In den vergangenen Jahren hat in Deutschland – in krassem Gegensatz zu anderen europäischen Ländern – ein konservativer Rollback unter den MeinungsmacherInnen um sich gegriffen, wie er zuvor kaum als möglich galt. Um die Jahrtausendwende setzte in den Medien eine intensive Debatte über die schon seit Langem bekannten demografischen Fakten in Deutschland ein. Dem folgte eine Debatte über die Frage, warum die deutschen Frauen – die in den meisten Debatten als Hauptschuldige am Altern der Gesellschaft bezichtigt wurden – keine Kinder mehr bekämen. Die Kleinfamilie aus den 1950er Jahren wurde dabei in hohem Maße naturalisiert und ihre teilweise Auflösung, vor allem durch das Aufweichen der weiblichen Rolle als ausschließliche Hausfrau und Mutter, als Ursache identifiziert. Eva Hermanns Buch *Das Eva-Prinzip* brachte die Diskussion zum Siedepunkt, indem die Ex-Tagesschau-Moderatorin ihren eigenen Lebensweg als Irrweg und sich selber als gescheiterte Karrierefrau brandmarkte, die nun aber erkannt haben wollte, dass die durch die Fehlentwicklung des Feminismus erschöpften Frauen ihre wahre Bestimmung wieder an der Seite eines beschützenden Mannes finden sollten.

Dieser rückwärts gewandten Debatte haben sich eine Reihe von AutorInnen entgegen gestellt, die sich in ebenfalls eher auf einen breiteren Kreis von LeserInnen zielenden Texten mit der Frage nach der Ursache des reaktionären Diskurses befassten, aber auch mit damit einher gehenden Fragen wie dem Prestigeverlust des Feminismus und nicht zuletzt mit Gegenentwürfen zum deutschen Muttermythos, die die verschiedenen Lebenssphären von Privat- oder Familienleben mit beruflicher Karriere verbinden. Eine davon ist die Berliner Schriftstellerin und SWR-Moderatorin Thea Dorn. Sie machte sich, so ihre Beschreibung der Motivation zu diesem Buch, auf die Suche nach einer neuen Generation von Frauen – eben der neuen F-Klasse: Sie sorgen jenseits der abstrakt formalen Gleichberechtigung, die durch die zweite Frauenbewegung im Kampf um Abtreibung, Arbeit und Ehe erfochten wurde, durch ihre individuellen biografischen Entscheidungen dafür, dass daraus auch eine alltäglich gelebte, gleiche gesellschaftliche Teilhabe durch das Erreichen von Führungspositionen wird. Anlass für die Suche nach einer neuen „Klasse“, also einer großen Gruppe, die auch wesentliche Gemeinsamkeiten hat, war Dorns Eindruck, dass im Gegensatz zu den vorhergehenden Jahrzehnten in den 1990er Jahren sowie den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts in wesentlich größerer Zahl als zuvor Frauen in wichtigen beruflichen Positionen zu finden waren und sind. Allerdings dachte Dorn nicht an eine Klasse im Marx'schen Sinne, sondern nutzte eher ein Wortspiel: Sie sucht nach Klasse-Frauen und nannte die von ihr identifizierte weiblichen Avantgarde ‚F-Klasse‘. Was diese Angehörigen der gewissermaßen

dritten Frauenbewegung gemeinsam haben, darüber diskutiert Dorn mit elf in sehr unterschiedlichen Berufen erfolgreichen Frauen der Jahrgänge zwischen 1962 und 1978, wobei für jede die Fragen von Frauen- und Männerrollen, gesellschaftlichen Erwartungen, Familienarbeit und beruflichen Anforderungen eine andere Rolle spielten. Dabei achtete Dorn bewusst auf eine Herkunft ihrer Gesprächspartnerinnen aus unterschiedlichen sozialen und kulturellen Milieus: Nur fünf der Frauen wurden in der alten Bundesrepublik geboren und weniger als die Hälfte stammt aus klassischen bildungsbürgerlichen Milieus. Einige sind prominent – so die TV-Moderatorinnen Maybrit Illner und Charlotte Roche oder die FDP-Europaabgeordnete Silvana Koch-Mehrin –, andere dürften einem breiten Publikum etwas weniger bekannt sein, so die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh oder Efstratia Zafeiriou, Leiterin der Abteilung Markt- und Trendforschung bei Audi.

Die Hälfte von ihnen hat Kinder – allerdings nicht alle, denn Thea Dorn wollte bewusst in einer Zeit der aggressiven Angriffe von Boulevard-, aber auch konservativer Presse auf kinderlose Frauen eben solche zu Wort kommen lassen, die sich bewusst gegen Mutterschaft entschieden haben. Dennoch ist die Frage der Familienarbeit, verbunden mit dem Kampf gegen den wieder erstarkenden spezifisch deutschen Muttermythos, zentral für die individuellen Geschichten, die Thea Dorn zu hören bekam: Silvana Koch-Mehrin berichtet von Kollegen, die sich ‚selbstlos‘ bereit erklärten, ihre Parteiämter zu übernehmen, als sie schwanger war, Efstratia Zafeiriou schildert die Ratlosigkeit ihres Chefs, als sie – als erste Frau in der Position einer Assistentin des Vorstandsvorsitzenden – schwanger wurde. Alle Mütter waren sich in den Gesprächen darin einig, dass es ohne einen Partner, der die Familienarbeit zu gleichen Teilen schultert, für Frauen sehr schwierig ist, beruflich Erfolg zu haben. So erzählt Silvana Koch-Mehrin:

Bei einer Veranstaltung (...) habe ich im letzten Jahr Ursula Engelen-Kefer, die langjährige stellvertretende DGB-Vorsitzende, kennen gelernt. Und obwohl wir politisch keine großen Gemeinsamkeiten haben, fand ich es persönlich sehr spannend zu erfahren, das sie ebenfalls zwei Kinder hat und einen sehr unterstützenden Mann, der frühzeitig in den Ruhestand gegangen ist und sie jetzt überall hin begleitet. Das hat mich noch einmal in meiner Überzeugung bestätigt: Ohne den richtigen Partner im Rücken wird es für eine Frau, die beruflich etwas erreichen will, ganz, ganz schwer. Deshalb kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, einen Mann an meiner Seite zu haben, der klaglos zur Stelle ist, wenn ich spontan von Brüssel nach Berlin muss – selbst wenn dadurch sein Rugby-Training oder ein Business-Termin ausfallen. (256)

Die sehr unterschiedlichen Berufsbiografien bedingen auch sehr unterschiedliche Sichtweisen der F-Klasse-Frauen auf weibliche und männliche Lebensentscheidungen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen: Die forensische Psychiaterin Nahlah Saimeh befasst sich mit der Frage der erheblichen Überrepräsentanz von gewalttätigen Männern unter ihren straffälligen Patienten und schildert die Suche nach einer Überformung der gesellschaftlich nicht mehr

anschlussfähigen und dadurch psychisch krank machenden Hypermaskulinität. Die Berufsberaterin Uta Glaubitz beschreibt hingegen vor allem berufliche Hindernisse, auf die die Teilnehmerinnen ihrer Seminare stoßen, die sie sich durch bestimmte Muster von Berufswünschen und deren (Nicht)-Erfüllung aber auch bisweilen selbst in den Weg stellen: Die Romantisierung und Naturalisierung weiblicher Friedfertigkeit, die Angst, wegen einer eigenen Karriere vom Partner verlassen zu werden oder ein von ihr an vielen Frauen beobachtetes Sicherheitsgefühl, wenn sie im Schatten ihres Chefs stehen. Wichtiges Feindbild von Dorn selbst – und auch Begründung für die von ihr als notwendig erachtete Suche nach einer neuen Klasse von Führungsfrauen – ist der 70er-Jahre-Feminismus, von dem sie sich aufgrund des Opferstatus, den er Frauen grundsätzlich zuschreibe, distanziert.

[Es] gibt (...) inhaltlich unübersehbare Differenzen zum klassischen 70er-Jahre-Feminismus, der – wenigstens in seiner vulgärsten Form – die Trennlinie zwischen ‚Gut‘ und ‚Böse‘ schlicht zwischen ‚Frau, und ‚Mann‘ zog und in der ‚Zwangsheterosexualität‘ die Wurzel allen Geschlechterübels ausgemacht haben wollte. Keine der Frauen, die mich interessieren, würde in irgendeiner Weise Wert darauf legen, für benachteiligt oder gar für ‚ein Opfer‘ gehalten zu werden. Ebenso würde keine der Frauen fürchten, sich bereits in dem Moment ins Patriarchat zu fügen, in dem sie den Lippenstift aus der Tasche holt. (36f.)

An das Ende ihrer Interviewsammlung stellt Dorn ein ausführliches Fazit, in dem sie die Ergebnisse der Gespräche in Teilen nochmals aufgreift und außerdem einige Forderungen formuliert, und zwar an Männer, Frauen, Politik und Gesellschaft: So brauchen wir, wie schon oft gefordert, auch nach Dorn einen Ausbau der Kinderbetreuung, der aber auch mit einem anderen gesellschaftlichen Klima – in hohem Maße von Frauen gemacht – einher gehen müsse. Fordert nur eine Minderheit die Ganztagsbetreuung, während ein Großteil der Frauen sich klaglos ausschließlich der Familie widmet, so sieht Dorn hier nur schwer die Chance auf eine Änderung auf breiter Basis. Aber nicht nur Staat und Frauen sind AdressatInnen, sondern auch die Männer: Ihnen wird eine partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt abverlangt. Der neue Mann soll nicht mehr die Alleinernährerrolle ausfüllen müssen, sondern seinen Anteile am Familienleben auch als Erzieher ausleben dürfen.

Die von Dorn identifizierte neue F-Klasse ist eindeutig ein Modell für die Frauenelite,

die den Mut hat, Führung zu übernehmen (...) Frauen, die vor 30 Jahren noch eine absolute Ausnahmeerscheinung gewesen wären, jetzt aber – obwohl sie noch immer in der Minderheit sind – anfangen, eine eigene Klasse darzustellen (36, 37).

Ihr Buch ist deshalb allen zu empfehlen, die sich von Portraits von Frauen, die ‚es geschafft‘ haben, inspirieren lassen wollen, ohne dass die Probleme, die dem noch immer entgegenstehen, darin negiert würden.

Eva Voß

„Wer sich nicht wehrt, endet am Herd.“

Silvana Koch-Mehrin (2007) Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Berlin: Econ Verlag (220 S., 18,00 Euro).

„Wer sich nicht wehrt, endet am Herd.“ So steht es auf einer Postkarte geschrieben, wie sie die Großmutter von Silvana Koch-Mehrin in ihrer Küche hängen hat. Die Großmutter ist eigentlich eine nach heutigen Maßstäben ganz klassische Rabenmutter gewesen (damals wäre natürlich niemand auf die Idee gekommen, so etwas zu behaupten): Als Kriegswitwe hat sie ihre Kinder alleine großziehen und das nötige Geld erwirtschaften müssen. Dafür ist sie zeitweise drei Beschäftigungen am Tag sowie nächtlichen Strick- und Näharbeiten nachgegangen. Die Kinder sind trotzdem nie zu kurz gekommen, denn in der verbleibenden Zeit, war sie als Mutter voll und ganz für sie da. „Quality Time“ nennen das die Amerikaner: Zeit, die, wenn auch begrenzt, in vollem Umfang für die Kinder aufgebracht wird. Und darum geht es auch Silvana Koch-Mehrin, wenn sie für einen „neuen Feminismus“ eintritt. Nicht gegen Männer, sondern für die Befreiung der Frau aus ihrer erzwungenen Einschränkung als Nur-Hausfrau-und-Mutter und für eine gelebte Selbstbestimmung von Frauen in allen Lebensbereichen. Ein ganz wesentlicher Aspekt in dieser Feminismus-Bestimmung liegt in der kritischen Begutachtung des deutschen Sonderweges, die Frauenfrage immer als Mutterfrage zu sehen. Frauen, so Koch-Mehrin haben es in Deutschland doppelt schwer: Wenn sie arbeiten, werden sie als Rabenmütter diffamiert; bleiben sie für die Kinder zu Hause, fehlt ihnen der gesellschaftliche Anschluss – ganz zu schweigen von ausbleibenden Einkünften oder zukünftigen Rentenbeiträgen. Dass es anders geht, zeigen nicht nur die positiven Beispiele anderer europäischer Länder, in denen Frauen in weit höherem Maße am Erwerbsleben und überwiegend voll berufstätig teilnehmen (also nicht nur in der so genannten Teilzeitfalle enden wie in Deutschland) und zudem auch mehr Kinder zur Welt bringen. Wie das im Alltag funktioniert, zeigt Koch-Mehrin an sich und Beispielen aus ihrem Umfeld. Als Frau eines emanzipierten Mannes, der sich weder bei der Hausarbeit noch in der Kindererziehung entmündigen lässt und als Mutter von zwei Kindern, die ganz selbstverständlich (und gerne) in die Krippe/den Kindergarten gehen, schafft Koch-Mehrin den Spagat der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Und für diese Normalität des eigenen Lebens „streitet“ sie auch in ihrem Buch. Nicht immer ganz politisch korrekt und manchmal auch etwas zu vulgär im Ausdruck (die „Bullshit-Ausrufe“ sind nur ein Beispiel), aber dafür authentisch in der Sache: Ihr ist es wirklich ernst mit dem Aufruf an Frauen, sich hierzulande nicht in Entscheidungsrahmen zwischen Kind und Karriere einengen zu lassen. Gleichzeitig mahnt sie aber auch die Frauen selbst, sich nicht zu leicht aus dem politischen, wirtschaftlichen, aber auch privaten Geschehen abdrängen zu lassen und sich stattdessen selbstbewusst mit den eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Frauen, so Koch-Mehrin, müssen sich endlich mehr zutrauen, sei es bei der Wahl des Berufes (statt Friseurin doch

mal Maschinenbauerin), der Aushandlung von Gehältern oder der Überwindung von traditionellen Rollenklischees: Dies beinhaltet auch, *vor* der Geburt mit dem Partner Absprachen zur Arbeitsteilung bei Kindererziehung und Haushalt einzufordern, wie es offensichtlich noch immer zu wenige Frauen tun.

Ganz oben auf der Prioritätenliste steht für Koch-Mehrin aber, dass sich die strukturellen Bedingungen für Frauen und Männer mit Kindern ändern. Die deutsche Politik müsse endlich das Fünfziger-Jahre-Familienidyll für ein realistisches und dynamisches Familienmodell aufgeben, das Frauen (und Männern) auch ohne Zuweisung von Schuldgefühlen ein Neben- und Miteinander von Beruf und Familie ermöglicht.

Silvana Koch-Mehrins Buch reiht sich ein in die „Neue-Feminismus-Literatur“ um Thea Dorn und liefert, wenngleich keinen neuen, so doch einen engagierten und oftmals humorvollen Beitrag für mehr Frauenpower und männliche Emanzipation. Obwohl manche Abschnitte ein wenig zu gewollt im Sinne einer Argumentation gegen den deutschen Muttermythos wirken (wie z. B. die Vergleiche aus dem Tierreich, wo es, wie das Seepferdchen zeigt, emanzipierter zugeht), so konsensfähig ist ihre nicht zuletzt von der selbständigen Großmutter geprägte Einstellung vom solidarischen Miteinander der Geschlechter.

Christina Schoch

Familienfrust, Familienlust ...

Iris Radisch (2007) *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden*. München: Deutsche Verlags-Anstalt (187 S., 14,95 Euro).

Susanne Gaschke (2006) *Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen*. München: Goldmann (211 S., 8,95 Euro, broschiert; gebundene Ausgabe: München 2005, 233 S. 16,00 Euro).

Rechtzeitig zum Höhepunkt der Debatte um Sinn oder Unsinn der ‚Fremdbetreuung‘ von Klein- und Kleinstkindern legt auch die Zeit-Redakteurin Iris Radisch ihre Sicht der Dinge in *Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden* dar. Sie folgt damit ihrer Kollegin Susanne Gaschke, die sich bereits 2005 in *Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen* in den anhaltenden Familiendiskurs eingemischt hat.

Beide Autorinnen reihen sich in die Gruppe derjenigen ein, die den Rückgang der Geburtenrate – ‚das demografische Problem‘ – beklagen.

Die Gedanken beider Autorinnen kreisen um die Fragen ‚Was bedeutet – persönlich wie gesamtgesellschaftlich – das Leben mit Kindern?‘, ‚Was bedeutet dieses Leben ohne Kinder?‘, ‚Wie sieht die kinderlose Zukunft aus?‘ und schließlich ‚In was für einer Welt wollen wir leben?‘. Ganz explizit richten sie sich mit diesen Fragen an die Angehörigen der akademisch gebildeten Mittelschicht zwischen 30 und 50 Jahren.

In vielerlei Hinsicht gleichen sich die Thesen, Mutmaßungen und Feststellungen von Radisch und Gaschke. So beschreiben beide zunächst den enormen Freiheitszuwachs vor allem in den Bereichen Beruf und Bildung, der sich für Frauen seit der Industrialisierung entwickelt hat. Sie verweisen auf die Verdienste der Frauenbewegung, die den Satz „Mädchen können das nicht“ aus dem allgemeinen Sprachschatz verbannt hat. Zugleich stellen sie fest, dass, so Gaschke, „viele zentrale Probleme des Frauenlebens – namentlich die Kinderfrage und die Beziehungsverhandlungen mit Männern – so ganz und gar ungelöst geblieben sind“ (S. 26).

Ins Auge fällt zunächst vor allem die unterschiedliche Stimmungslage, mit der die Autorinnen an diese Probleme herangehen. Während Gaschke sich weitgehend um eine sachliche, argumentative, teilweise sogar dialektische Auseinandersetzung mit dem Thema bemüht und zahlreiche Referenzen zur Begründung der dargestellten Zusammenhänge heranzieht, wird man bei *Die Schule der Frauen* das Gefühl nicht los, hier habe sich jemand jahrelang angestauten Frust und eine tief sitzende Verärgerung mit einer gehörigen Portion Polemik von der Seele geschrieben.

Das ist verständlich bei einem so persönlichen und durch die Intensität der Debatte mittlerweile hoch emotionalisierten Thema wie Familie – und auch durchaus sympathisch. Aber es hat eben auch Übertreibungen zur Folge, welche die Glaubwürdigkeit von Radischs Thesen insgesamt wieder relativieren. Beispielsweise, wenn sie von der Geburt als „Techno-Entbindung“ (144) spricht, vom Gefühl im Kreißaal, „in eine weiß gekachelte Fleischerei oder in ein Versuchslabor geraten zu sein“ und von „todeszellenartigen, häufig fensterlosen, neonlichtbeschieneenen Hygiene-Kerkern“ (144). Dass dies schlicht und einfach nicht stimmt, weiß jeder, der vor der Geburt seines Kindes die übliche Besichtigungstournee durch die Kreißsäle seiner Heimatstadt unternommen hat. Ganz abgesehen davon – aber dies nur am Rande –, dass die Geburtsstationen der Krankenhäuser sich aufgrund der rückläufigen Geburtenrate mittlerweile in Konkurrenz zueinander befinden und um ihre Kundschaft mit verschiedensten Wohlfühlkonzepten werben.

Die Stärke von Radisch liegt darin, dass sie unangenehme Wahrheiten benennt und auf den Punkt bringt, die im aktuellen medialen Kurs nicht, oder zumindest nicht so konkret und in solcher Schärfe, zu finden sind. Beispielsweise, wenn sie über den emotionalen Prozess der Elternwerdung schreibt: „Man konnte sich das vorher nicht vorstellen. Natürlich liebt man das Kind wie nichts auf der Welt. Aber noch nie musste man für irgendetwas im Leben so teuer bezahlen. Wie, fragt man sich, haben die vielen Generationen vor uns das nur ausgehalten?“ (101).

Radisch benennt klipp und klar die Kosten, manche sagen ‚Nachteile‘, die es bedeutet, ein oder mehrere Kinder großzuziehen: Natürlich die steigenden Ausgaben, die wenige Zeit für sich selbst und die Partnerschaft, die Fremdbestimmung und das ständige Angebundensein zumindest in den ersten Lebensjahren eines Kindes. Und sie stellt fest, dass es persönlich – nicht gesamtgesellschaftlich – heute eigentlich keinen rationalen Grund mehr gibt, angesichts

dieser Kosten Kinder zu bekommen. Im Gegenteil – darauf verweist Susanne Gaschke in *Die Emanzipationsfalle* –, der ungebundene, flexible Einzelkämpfer hat es in der durchökonomisierten Arbeitswelt beim „Zwang zum Biografiedesign“ (32) alleine leichter als mit dem Klotz Familie am Bein. Die Gründe, so Iris Radisch, Kinder zu bekommen, gehören alle in die „Ordnung des Fühlens und des Sehns“ (87).

Das bedeutet, die materialistischen Instrumente der Familienpolitik – Betreuungsplätze für Kinder, Eltern- und Kindergeld, Steuererleichterungen usw. – sind notwendig, aber nicht hinreichend, um den Wunsch Eltern zu werden, wieder als gesellschaftsübergreifende Selbstverständlichkeit zu etablieren. Dies, so stellen beide Autorinnen zu Recht fest, setzt einen Bewusstseinswandel voraus, der allein kulturell hervorgebracht werden kann. Susanne Gaschke plädiert in diesem Zusammenhang vor allem für einen veränderten medialen Diskurs, der Elternschaft wieder als lebenswertes und tatsächlich lebbares Modell präsentiert. Iris Radisch treibt die Frage um, welche Sprache Eltern finden können, um das, was es bedeutet, Kinder zu haben, jenen vermitteln zu können, die (noch) kinderlos sind.

Sowohl Susanne Gaschke als auch Iris Radisch geht es vor allem darum, ihren LeserInnen das Leben mit Kindern (wieder) schmackhaft zu machen. Sie plädieren dabei für einen neuen Trend des ‚Erwachsenseins‘ als Teil des notwendigen Bewusstseinswandels. Gaschke und Radisch sind sich einig in der Feststellung, dass das Paradigma der ewigen Jugend mit all ihren Freiheiten und Unverbindlichkeiten der unwiderruflichen Übernahme von Verantwortung durch eine Elternschaft, also dem Trend zu mehr Kindern, im Wege steht. „[I]ch meine“, so Gaschke,

dass wir irgendwo zwischen fünfundzwanzig und vierzig eine neue Kategorie des ‚Erwachsenseins‘ einziehen sollten. Und der entschiedenste Schritt zum Erwachsensein ist eben nicht der Berufseinstieg, sondern die Verantwortung für ein Kind (172).

Weitaus gründlicher und auch deutlicher als Gaschke geht Iris Radisch auf das vielzitierte Vereinbarkeitsproblem ein, das die Entscheidung für Kinder beruflich für – in der Regel – Frauen nach sich zieht. An diesem Punkt spricht Radisch eine weitere, bislang übergangene Wahrheit aus:

Erst jetzt, in der zweiten und dritten Nachkriegsgeneration, leben wir Frauen in großem Maßstab ein Männerleben, sprich: ein ganz und gar nach ökonomischen Prinzipien organisiertes Arbeitsleben. Und nebenbei, in der Freizeit, ein Frauenleben nach urzeitlicher Fasson. (123)

Dieser Sachverhalt wird meist unter dem Schlagwort ‚Doppelbelastung‘ gefasst.

Der Begriff der Doppelbelastung verschweigt, dass dem de facto existierenden Tatbestand der Doppelbelastung für außerhäusig berufstätige Frauen eine soziale Benachteiligung des weiblichen Geschlechts zugrunde liegt, die noch

immer tief in den Strukturen unserer modernen Gesellschaft wurzelt. Das biologistische Totschlagargument, demnach eine Mutter immer noch am besten geeignet ist, ihr Kind zu erziehen, ist ein Teil des Problems der Doppelbelastung. Es bezieht sich auf die Vorstellung einer ‚natürlichen‘, symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung, die zum einen den Vater als ebenso relevanten und (potenziell) erziehungsfähigen Elternteil außen vor lässt und zum anderen die Frau, die ein Kind zur Welt gebracht hat, zuvorderst und primär in der Mutterrolle verortet. Dieser Vorstellung, die zu häufig und zu viele Lebensbereiche ausblendet, in denen sich das menschliche Individuum ‚Frau‘ bewegt, bewegen kann oder bewegen will, setzt Iris Radisch entgegen:

Es gibt keine natürliche Mütterlichkeit. (...) Mütterlichkeit ist genauso wie Väterlichkeit keine selbstverständliche, sondern eine erst zu entwickelnde, vielen Irritationen und Behinderungen ausgelieferte Eigenschaft. Ein Kind bekommt man schnell, mütterliche Bindungen entstehen langsam. (145 f)

Mit ihrem Plädoyer für ein Leben mit Kindern und ihrer Demontage der biologistischen Vorstellung einer naturgegebenen Mütterlichkeit bereitet Radisch die Grundlage für eine sehr konkrete Auseinandersetzung mit dem ‚Vereinbarkeitsproblem‘. Sie stellt fest, dass es beim Thema Berufstätigkeit und Familienleben nichts zu vereinbaren gibt, „sondern immer nur etwas zu addieren“ (158), und dass das nahezu unmöglich ist. Die Unmöglichkeit für die Betroffenen entsteht – Vollerwerbstätigkeit vorausgesetzt – daraus, dass der Tag nur 24 Stunden hat und schon vor der Anwendung irgendwelcher Zeitmanagementstrategien mit neun bis zehn Stunden bezahlter Erwerbstätigkeit (inklusive Fahrwege) des Erwachsenen und, je nach Alter, mit acht bis elf Stunden Schlaf der Kinder gefüllt ist. Bleiben also im schlechtesten Fall drei Stunden gemeinsamer Zeit, in denen Familienleben stattfinden kann. Der Familienalltag ist nach den Erfordernissen der Erwerbsarbeit durchgetaktet. Vom „Drama des ungelebten Familienlebens“ (175) schreibt Iris Radisch angesichts dieser Umstände.

Einer zahlt in diesem Leben einen Preis. Wenn es nicht die Eltern sind, ist es das Kind. Und wenn es die Eltern sind, ist es die Mutter. Man stößt sich den Kopf wund an diesem Problem und fragt sich irgendwann entnervt: Ist die Welt wirklich so eng? Fällt uns denn nichts Besseres ein? (174)

Mit dieser Frage stößt Radisch zum Kern des Problems vor: den Strukturen der modernen Arbeitswelt. Die Vorschläge, die sie liefert, fallen allesamt unter die Rubrik ‚Entzerrung‘: Lebensphasenteilzeitarbeit, Lebensarbeitszeitkonten, gleitende Arbeitszeit, Job-Sharing, Zweidrittelstellen für beide Eltern, alles selbstverständlich mit vollem Rentenausgleich und voller Anerkennung in den Sozialversicherungen. Leider bleibt es bei diesen Schlagworten, die mit Sicherheit eine genauere Analyse und Überprüfung auf Umsetzbarkeit wert wären.

Sowohl Iris Radisch als auch Susanne Gaschke plädieren dafür, Frauen *und* Männern ein gleichberechtigtes, ganzheitliches Leben zu ermöglichen, das ein

befriedigendes Gleichgewicht von anspruchsvoller, bezahlter Erwerbstätigkeit, Partnerschaft und Elternschaft mit einschließt. Auf der einen Seite bedeutet dies, so betonen beide Autorinnen, vor allem, das Verhältnis zwischen Männern und Frauen neu auszuhandeln und Geschlechterrollen neu zu definieren. Auf der anderen Seite ist es notwendig, Familien einen Raum der Nichteffizienz, jenseits ökonomisch durchstgetakteter Zeitstrukturen, vorzubehalten.

Rezensionen zum Thema
'Gender in muslimischen Lebenswelten'

Karolin Sengebusch

Konfliktfelder des Euro-Islam

Gerdien Jonker/ Valérie Amiraux (2006) Hg. Politics of Visibility. Young Muslims in European Public Space. Bielefeld: transcript (226 S., 27,80 Euro).

Der Sammelband von Gerdien Jonker und Valérie Amiraux behandelt unter dem Oberthema der Titel gebenden „Sichtbarkeit“ von Musliminnen und Muslimen im europäischen öffentlichen Raum Themen wie die Kopftuchdebatte, die Ausbildung von Imamen an europäischen Institutionen, zivilgesellschaftliches Engagement, *Citizenship*, und immer wieder ihr eigenes Selbstverständnis als Musliminnen und Muslime.

Dabei werden länderspezifische Unterschiede durchaus benannt, stehen aber nicht im Vordergrund: Im laizistischen Frankreich ist Religiosität an sich schon ein zu diskutierendes Phänomen (Amiraux), während in Großbritannien die Institution muslimischer Gelehrter traditionell etabliert ist (Lewis). Die Auswahl der Schlaglichter auf bestimmte Themen in bestimmten Ländern ist vielmehr durch die Herkunft der AutorInnen begründet.

Der unterschiedlich hohen Präsenz verschiedener islambezogener Themen in Europa trägt das Konzept der Sichtbarkeit Rechnung. Das Konzept identifiziert noch keinen Akteur als ‚Schuldigen‘ für Missverständnisse und verzerrte Images und vermeidet es, Handlungen als Reaktion statt als Aktion zu behandeln. Sichtbarkeit ist, wie Amiraux erklärt, ein interaktives Phänomen, das gleichermaßen mit Fremdwahrnehmung wie mit der eigenen Aktivität eines ‚sichtbaren‘ bzw. ‚unsichtbaren‘ Subjekts zusammenhängt (36). So stellt Jonker fest, dass der Islam in Deutschland erst nach dem 11. September 2001 wirklich sichtbar wurde (vgl. 126 f).

Ein Symbol, das Musliminnen als solche sichtbar macht wie kaum ein anderes, ist das Kopftuch. Verschleierte Musliminnen wünschten sich, wie Amiraux in einer Fußnote schreibt, ein „unsichtbares Kopftuch“ (36, Fn. 32), um ihren Glauben leben zu können, ohne dabei aufzufallen. Diese Perspektive weiter zu verfolgen, wäre durchaus interessant. Dass der Sammelband dem Kopftuch nur wenig Platz einräumt, ist aber begrüßenswert, da ausführliche Diskussionen um den Sinn eines Kopftuch-Verbots bereits vorliegen. Die deutsche Debatte analysiert Yurdakul (151-168) umfassend, wobei sie unterschiedliche Argumentationsstränge und zentrale Probleme des Kopftuchstreits isoliert betrachtet und es konsequent vermeidet, selbst das Fass der ‚wahren Bedeutung‘ des Kopftuchs aufzumachen.

Die essentialistisch angehauchte Frage nach dem ‚wahren Islam‘ scheint allerdings in vielen Artikeln auf und zieht sich implizit durch den Sammelband, auch wenn einige Autoren und Autorinnen zwischen verschiedenen Ausprägungen

gen der Religion differenzieren und etwa Kulturislam, Orthodoxie, politischen und radikalen politischen Islam unterscheiden.

In einigen Beiträgen aber werden zwei gegensätzliche Islamverständnisse einander gegenübergestellt und implizit bewertet, wie etwa bei Lewis (188 f), der „traditionelle“ von „kosmopolitischen“ MuslimInnen unterscheidet.

Dabei lehnen die Autoren und Autorinnen dieser Artikel einerseits eine orientalistische Konstruktion von ‚Westen‘ und ‚Islam‘ ab, während sie gleichzeitig selbst eine sehr ähnliche Dichotomisierung von zwei, mit der Moderne und der Tradition verbundenen, ‚Islamern‘ vornehmen. So kontrastiert Fadil (53-78) das ‚falsche Islambild‘ der belgischen Mehrheitsgesellschaft mit dem ‚wahren Islam‘ einer Gruppe junger MuslimInnen in Antwerpen, die sich mit zivilgesellschaftlichen Aktivitäten für ein positives Islambild engagiert. Der eigentliche Verdienst des Artikels beruht dabei auf den empirischen Einblicken in die beobachtete Gruppe, d.h. in die marokkanische *community* von Antwerpen.

Auch unter den anderen Beiträgen des Sammelbandes sind diejenigen besonders interessant, die empirische Einblicke in muslimische Institutionen und Subkulturen in Europa geben: So werden in Boenders hochinteressantem Artikel über die Imamausbildung an der *Islamic University of Rotterdam* die Erwartungen der niederländischen Regierung an den Studiengang den Erwartungen der Studenten und dem tatsächlichen Hochschulalltag gegenübergestellt (103-122). Die Frage nach weiblichen Imamen wird in dem Artikel nur kurz angesprochen, sie komme in der öffentlichen Diskussion in den Niederlanden zwar immer wieder auf, spiele jedoch in der Praxis keine Rolle – wegen mangelnder Nachfrage. Die Arbeit mehrerer in Großbritannien ausgebildeter Imame und islamischer Gelehrter wird im Beitrag von Lewis beschrieben, besonders in Hinsicht auf ihren Einfluss auf muslimische Jugendliche.

Einblicke in verschiedene Organisationen türkischer MuslimInnen in Deutschland geben Jonker und Yurdakul. Jonker (123-150) untersucht die Reaktionen der türkisch-muslimischen Organisationen *Milli Görüs* und *Jamiatunnur* auf die deutsche Sicherheitspolitik nach dem 11. September 2001 und gibt damit Einblicke in die Aktivitäten einer „glaringly visible“ (124) und einer „almost imperceptible“ (124) türkischen religiösen Gruppe. Yurdakul (151) vergleicht Diskurse innerhalb der als islamistisch eingestuften *Milli Görüs* und des säkularen *Türkischen Bund Berlin-Brandenburg* im Hinblick auf ihre Äußerungen zum Kopftuchstreit. Die empirischen Befunde werden in den Kontext allgemeinerer Diskussionen insbesondere zur politischen und kulturellen Identität gestellt. Dabei nimmt Yurdakul an, der deutsche Staat erhebe den Anspruch religiöser Homogenität – eine Annahme, die zumindest zu hinterfragen wäre –, während Lewis für das Beispiel Großbritannien von der Staatsideologie „one nation, many faiths“ (171) ausgeht.

Auch die vier Beiträge (von acht), die mehr theoretisch als empirisch argumentieren, behandeln in einem generellen Sinn die Identität junger MuslimInnen in Frankreich, Italien, Deutschland und Belgien.

Es ist zu bemerken, dass dabei die theoretischen Analyserahmen und das empirische Material nicht immer zusammenpassen. Amiraux etwa diskutiert die Bedeutung der religiösen Identität für MuslimInnen in Frankreich, verfehlt aber dabei ihren erklärten Anspruch, das Spannungsverhältnis zwischen Laizismus und Religion zu besprechen. Auch sind die Artikel von unterschiedlicher analytischer Trennschärfe und Qualität, so etwa benutzt Amiraux den politikwissenschaftlichen Begriff des Nationalismus recht unreflektiert.

Nichtsdestotrotz liefert der Sammelband – auch und gerade in den Artikeln mit schwacher oder unpassender Theorie – hochinteressante Empirie, lässt die ‚Akteure des Euro-Islam‘ selbst zu Wort kommen und bespricht aktuelle Themen, die von öffentlichem Interesse sind, auf fundierte und dennoch allgemeinverständliche Weise.

Wer wissen will, wie es um den Islam in Europa steht, und zwar nicht um ein abstraktes Gebilde ‚Euro-Islam‘, sondern um die Menschen, die in Europa als Musliminnen und Muslime sichtbar sind, sollte dieses Buch lesen.

Mona Hanafi El Siofi

Ja, es ist ein Kreuz mit dem Kopftuch!

Christina von Braun/ Bettina Mathes (2007) Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen. Berlin: Aufbau-Verlag (476 S., 24,95 Euro).

Angesichts der hitzigen Debatten in Politik und breiter Öffentlichkeit um Kopftuch, Zwangsverheiratung und Ehrenmorde im Zusammenhang mit muslimischen Frauen war auf dem deutschen Markt ein Buch wie das von Christina von Braun und Bettina Mathes im Grunde längst fällig. Da in den entsprechenden Polemiken „das Unbewusste der Kultur am Deutlichsten agiert“ (11), machten die beiden Autorinnen es sich zum Ziel, „die unausgesprochenen Diskurse zu begreifen, die sich hinter dem Topos von der ‚Frau im Islam‘ verbergen“ (427, Herv.i.O.). In dem über vierhundert Seiten starken Werk geht es ihnen also darum, aufzuzeigen, *weshalb* die Gemüter derart emotional auf gerade *diese* Frage reagieren und obendrein die Grundprinzipien der eigenen, ‚freiheitlich bestimmten‘ Gesellschaft durch MuslimInnen bzw. den Islam bedroht sehen. Demgegenüber nämlich, so kritisieren Braun und Mathes, ist die öffentliche Empörung, die etwa die Zwangsprostitution von bis zu 200.000 Ausländerinnen nichtmuslimischer Herkunft in Deutschland angeht, vergleichsweise gering. Obwohl die in den Medien geschilderten Lebensbedingungen zutiefst bedauerter türkischer ‚Importbräute‘ den Lebensumständen von Zwangprostituierten sehr ähneln, werden letztere Fakten quasi „als eine ‚normale‘ Erscheinung der modernen, liberalen Gesellschaft“ (425, Herv.i.O.) hingenommen. Das Gleiche gilt für das „seltsame[] Schweigen über die zahlreichen Tötungsdelikte an westlichen Frauen ..., die von ihren ‚zivilisierten‘ Männern nur deshalb erschlagen werden, weil sie von ihrem Recht auf Trennung Gebrauch machen wollen“ (424, Herv.i.O.).

Das Buch *Verschleierte Wirklichkeit* möchte weder das Kopftuch noch die terroristischen Morde oder andere Übel, die im Namen des Islam begangen werden, verteidigen, sondern einer „relativierende[n]‘ Betrachtungsweise“ (18, Herv.i.O.) unterziehen. Es will – auf Basis postkolonialer Orientalismus-Kritiken, deren bekanntester Vertreter Edward Said ist – die westlichen Perspektiven *auf* und den Umgang *mit* jenen Themen historisch aufarbeiten, über die man aktuell „kulturelle, mediale, soziale, politische und ökonomische Aspekte verhandelt“ (11). Das heißt, aufgespürt werden soll der *soziohistorische Ursprung* der heutigen, überwiegend negativ konnotierten Auseinandersetzungen mit der muslimischen Welt und mit muslimischen MigrantInnen, die sich insbesondere in der Distanzierung von den dort imaginierten, ‚rückständigen‘ Geschlechterverhältnissen auskristallisieren. Daher ist den Autorinnen bei der ‚Entschleierung‘ der *eigenen* Geschichte und des *eigenen* Denkens, die die Explosivität der heutigen Kontroversen um Islam erklären mögen, die Berücksichtigung der Kategorie Gender ein zentrales Anliegen.

Die Wurzel des westlichen ‚Eigenen‘ liegt in der Hauptsache zwar in der griechischen Antike, übermittelt wurde sie aber durch MuslimInnen. Weil also die westliche Vergangenheit sehr eng mit dem befremdenden, muslimischen ‚Anderen‘ und überdies mit der der Jüdinnen und Juden verquickt ist, bezweckt das Buch, gleichzeitig auch relevante Teile *deren* Geschichte, Denkweisen und Selbstverständnis zu erhellen. So wagen Braun und Mathes den Versuch, die Unterschiede in den Gottesbildern und Schriftsystemen von Judentum, Christentum und Islam sowie ihre einschneidenden Folgen für die jeweiligen Wissensordnungen, Ökonomien und Geschlechterverhältnisse zu entfalten, teils auch anhand psychoanalytischer Interpretationen. Das Programm, das sich die Autorinnen vorgenommen haben, ist demnach äußerst breit angelegt, wobei außerdem der Bezug zur Gegenwart konstant aufrechterhalten wird – nicht zuletzt immer wieder rund um die Kopftuchdiskussionen in Deutschland.

Warum nun hat das Thema ‚Frau im Islam‘ eine solche Sprengkraft im Westen? Um das begreiflich zu machen, widmen sich die Verfasserinnen beispielsweise der Kulturgeschichte des Kreuzes bzw. der Symbolik der Gestalt Jesu, die einen tief greifenden Einfluss auf christlich geprägte Geschlechterhierarchien hatte und sich bis heute in der soziostrukturellen Benachteiligung westlicher Frauen äußert – aller Säkularisierung dank der Aufklärung und vorgeblichen Emanzipation zum Trotz: Die Autorinnen kommen nachvollziehbar zu dem Schluss, dass bereits im frühen Christentum Geist, Schriftlichkeit und die Beherrschung der Natur männlich definiert werden, Natur hingegen mit Körperlichkeit und dem Weiblichen gleichgesetzt wird; der ‚männliche‘ Wille zur Unterwerfung der Natur, des Körpers und damit auch der Frauen lässt sich aus dem Sieg Jesu über den (weiblichen) Tod ableiten. Nach Braun und Mathes wurde der Wunsch, die Natur zu kontrollieren, über die Zeit zunehmend der Antrieb für den westlichen Wissensdurst und die daraus hervorgehenden technischen Weiterentwicklungen und Erfindungen wie Buchdruck, Fotografie und Atombombe.

Interessant ist im Rahmen von Ausführungen zu weiblicher Kleidung und Kopftuchtragen zu lesen, wie in den westlichen Gesellschaften der Alles-durchdringen-wollende ‚männliche‘ Blick die Frauen quasi dazu zwang, sich immer mehr zu ‚entkleiden‘, obwohl sie sich zunächst – bis weit ins letzte Jahrhundert hinein – dagegen wehrten. Doch schließlich geriet die „öffentliche Entblößung des Frauenkörpers“ zum „Beleg für hoch bewertete kulturelle Errungenschaften wie männlicher Rationalität und Naturbeherrschung“ (159). Jene ‚Fortschrittlichkeit‘ wird u.a. anhand der Geschichte eines bemerkenswerten Zweiteilers deutlich gemacht: Zeitgleich mit den ersten Atombombentests *auf* Bikini tritt in den Medien nämlich die ‚Sexbombe‘ *im* Bikini in Erscheinung. Zwanzig Jahre später hatte sich dann die Allgemeinheit der westlichen Frauenkörper mühsam an das entsprechend eingeforderte männliche „Idealbild von Weiblichkeit“ (166) angepasst, so dass dieser Aufzug nicht mehr nur auf der Leinwand oder in Illustrierten, sondern auch öffentlich geduldet werden konnte; paradoxerweise wurde der Bikini damals von *Feministinnen* „für die Überwindung einer repressiven Sexualmoral und einengender Geschlechterbilder in Anspruch genommen“ (167).

Der abendländische Fortschritt, so zeigen die Autorinnen, brauchte immer „das Problem‘ oder Rätsel“ (277, Herv.i.O.) als wichtigsten Motor.

In dem Maße, in dem im Westen eine Entblößung des Sexualtriebs und die Entkleidung des Frauenkörpers voranschritt – dieses ‚Frauenkörpers‘, der die Natur repräsentiert –, wuchs das Bedürfnis nach einem neuen ‚Rätsel‘, das die Innovation sichern konnte. Für diese Rolle bot sich der Orient mit seinen verschleierte Frauen auf geradezu paradigmatische Weise an. (277 f, Herv.i.O.)

In diesem Konstrukt des quasi von sich selbst abgespaltenen, geheimnisumwobenen ‚Weiblichen‘ gab es, so die These von Braun und Mathes, im wahrsten Sinne des Wortes, noch Schleier zu lüften. Mittels der oft stark verzerrten Beurteilung muslimischer Geschlechterverhältnisse, man denke dabei etwa an die Haremsfantasien, gelang es den westlichen Männern ihre Überlegenheit gegenüber den Orientalen zu behaupten, die ihre Frauen u.a. zum Schleiertragen ‚zwingen‘. Auf jene Weise konnte die Notwendigkeit der gewinnbringenden Kolonisierung von deren Gesellschaften legitimiert werden. Die westlichen Besatzer schrieben sich die Befreiung der muslimischen Frauen auf die Fahnen, um sie vor ihren ‚unzivilisierten‘ Männern zu retten – eine rhetorische Figur, die im Prinzip heute wieder zur Anwendung kommt. Die emanzipatorischen Bestrebungen ihrer eigenen Frauen lehnten die Kolonisatoren von einst allerdings ab, machten sie sogar lächerlich. Und da die anberaumte Emanzipation der muslimischen Frauen nur eine leere Worthülse war, wendete sich für diese Vieles tatsächlich zum Schlechteren.

Erst seit den Attentaten vom 11. September 2001 ist die Debatte über das Kopftuch wieder ins Zentrum der politischen Auseinandersetzungen gerückt. Hinter den Erregungen über das Kopftuch steht die Angst vor dem Terrorismus. Der

Schleier erscheint als das sichtbare Symbol für einen unsichtbaren Feind: den *sleeper* oder ‚Schläfer‘, (79, Herv.i.O.)

der wie ein Parasit oder Krebsgeschwür die westlichen Gesellschaftskörper von innen heraus bedroht und der ‚enthüllt‘ werden muss.

Für westliche Frauen bestand zu Zeiten des Kolonialismus der „Gewinn der Entschleierung und Befreiung der orientalischen Frau darin, sich eine ‚andere‘ zu schaffen, über die sie ebenjene Definitionsmacht ausüben können, die ihnen in ihrer eigenen Kultur nicht zugestanden wird“ (212, Herv.i.O.) – das gestaltet sich auch im (feministischen) Postkolonialismus nicht anders: Indem die westliche Frau „die fremde Frau als Opfer männlicher Gewalt wahrnimmt, projiziert sie die ihr selbst zugefügte symbolische Gewalt, die unsichtbar und unbeweisbar ist, auf den Körper der verschleierten Muslimin, um sie dort zu enthüllen“ (215 f).

Mit anderen Worten, indem sie hinter den Schleier blickt und dort die Macht des Patriarchats erkennt, versichert sich die abendländische Frau nicht nur ihrer kulturellen Überlegenheit gegenüber dem Orient, sie behauptet sich auch als Subjekt gegenüber dem abendländischen Mann (217 f)

und lässt „die eigene Position als das genaue Gegenteil erscheinen“ (221).

Trotz seines Umfangs will jedoch die Beschreibung des Buches als „Standardwerk“ (Klappentext) nicht so recht überzeugen. Sind einige Teile zum westlichen ‚Eigenen‘ schon fast als zu ausschweifend zu bezeichnen, fallen andere Ausführungen, gerade zum muslimischen ‚Anderen‘ – dem Auslöser (!) für das Buch, zu stark verkürzt aus, erscheint allerhand zu eilig oder zu oberflächlich recherchiert – obwohl auch dazu eigentlich das „theoretische Fundament zum Thema“ (Klappentext) geliefert werden sollte. Besonders für gut vorinformierte, kritische LeserInnen stellt sich die Bearbeitung vieler Punkte hier sicherlich als wenig befriedigend, zu ungenau, bisweilen als gänzlich unzureichend oder enttäuschend lückenhaft heraus: Daher ist gegenüber manchen Inhalten und als grundlegend bezeichneten Differenzen berechnete Skepsis anzumelden. Haben sich die Autorinnen mit ihrem Vorhaben übernommen? Oder sollte durch die inhaltliche Verkürzung das Aufzeigen der Unterschiede zwischen den drei Religionen und Weltordnungen, die sie der Übersichtlichkeit wegen ohnehin nur „idealtypisch“ (u.a. 96) darstellen wollten, erleichtert werden? Die Zweckmäßigkeit eines derartigen Überzeichnens von Verschiedenheiten ist zumindest fragwürdig, insbesondere, wenn Informationen zurückgehalten werden, über die andernfalls etliche Gemeinsamkeiten herzustellen wären.

Außerdem fällt durch den ganzen Text hindurch der laxer Umgang mit den Begriffen Islam/islamisch auf: So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, auf Seite 31 von der „einseitige[n] Empörung über die islamischen Zwangsheiraten“ die Rede, um erst auf Seite 324 zu (er)klären, dass „der ‚Ehrenmord‘ – ebenso wie die Zwangsverheiratung – nichts mit den Gesetzen des Islam zu tun“ (Herv.i.O.) hat, sondern „eher eine Erbschaft aus vormonothelistischen Kulturen“ ist. Es

wäre in Fällen wie diesem ein Leichtes gewesen, präzisere Formulierungen zu finden, die bei weniger mit der Materie Befassten nicht von vornherein falsche Assoziationen hervorrufen oder bestehende Vorurteile weiter zementieren helfen; präzisere Formulierungen könnten an manch einer Stelle vielleicht sogar dem möglichen Vorwurf eines naiven Kulturrelativismus zuvorkommen – das wäre bei einem Buch, das die *Verschleierte Wirklichkeit* enthüllen will, doch durchaus zu erwarten gewesen. Apropos naiver Kulturrelativismus: Wirklich ärgerlich ist bei den achtbaren Vorsätzen der Verfasserinnen der ‚maternalistische Patzer‘ bezüglich des illegalen Verkaufs von pornografischem Material in muslimischen Ländern, das aus dem Westen stammt. Sie fantasieren dies als „eine zeitgemäße Form kolonialer Entschleierungspolitik“ (194): „Nun findet die Anpassung an westliche Sitten nicht durch Waffengewalt, sondern durch Pornografie statt“ (195). Hier wird ganz klar die Eigenverantwortlichkeit von MuslimInnen bezüglich ihres Konsumverhaltens ausgeblendet. Wer wird denn dazu gezwungen, sich heimlich Pornos zu beschaffen und anzusehen?

Solche Kritikpunkte anführen zu müssen, ist bedauerlich, denn insgesamt berufen sich die Autorinnen für ihre aner kennenswerte Absicht auf wissenschaftlich sehr renommierte Literatur. Vielleicht hätten Braun und Mathes zu ausführlich geratene Informationen zum ‚Eigenen‘ zugunsten von mehr Angaben zum ‚Anderen‘ kürzen sollen, um damit ihrer Arbeit wesentlich mehr Prägnanz und Hochwertigkeit zu verleihen. Oder sie hätten das ‚Andere‘ gleichermaßen aufwändig darstellen und dann das Buch besser gleich zweibändig herausgeben können, um so ihrem umfangreichen Konzept gerechter zu werden.

**Rezensionen
,Jenseits von Gender Studies'**

Christina Harms

Der Anspruch auf den Status als Mensch

Ingrid Jungwirth (2007) *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman*. Bielefeld: Transcript-Verlag (407 S., 33,80 Euro).

Ist Identitätssuche normativ?

Was ist menschlich? Wer ist der Mensch? Wer gehört zur Menschheit dazu? Diese Fragen wurden stets im Angesicht von wahrgenommenen gesellschaftlichen Krisen gestellt. Die Antworten führen Jungwirth zu verschiedenen Identitätsdiskursen der letzten hundert Jahre. Mit Hilfe einer Diskursanalyse untersucht sie die Inter- und Spezialdiskurse über den Identitätsbegriff in den Sozialwissenschaften (seit Ende des 19. Jh.), auf der politischen Ebene (Institutionalisierung der UNO) sowie in den so genannten *Neuen Sozialen Bewegungen* (hier: Dekolonialisierungs-, BürgerInnenrechts- sowie feministische Bewegungen).

Ihre Herangehensweise stützt sich auf postkoloniale (z.B. Hall, Spivak) und *queer* (z.B. Sedgwick, Butler) KritikerInnen, die sich seit Jahren mit Begriffen und machtdurchdrungenen Gegensätzen wie weiß/nicht-weiß, männlich/weiblich, zivilisiert/barbarisch auseinandersetzen, durch die eine Hierarchisierung von Menschen legitimiert wird. Gemeinsames Ziel Jungwirths und der KritikerInnen ist die Hinterfragung des Entwurfs vom ‚Menschen‘ und der ‚Moderne‘ mit deren Anspruch auf Allgemeingültigkeit. In Referenz zu Foucaults Analyse der Subjektivierungsweisen fordert Jungwirth, diese als „Form der Unterwerfung“ (35) unter vorgegebene Normen zu begreifen. Sie identifiziert die „Frage der Identität“ als „Effekt des Normalismus“ (35, in Anlehnung an Link (1997)) und postuliert, dass auch die „Verbreitung und Vervielfältigung der Rede von Identität als Effekt von Normalisierung zu analysieren“ (37) sei; Die vielfach gestellte Forderung an das Individuum nach Identitätssuche, ‚normaler‘ Identitätsentwicklung und eindeutiger Identität stelle daher eine Tautologie dar: „[D]ie Rede von Identität ist notwendig, da sie eine Notwendigkeit ist“ (31).

Ordnungen des Wissens – Die Konstruktion des ‚Menschen‘

In ihrer Analyse widmet sich Jungwirth v.a. den Ordnungen des Wissens: Sie untersucht den Identitätsdiskurs auf den Schwellen der Epistemologie, der Wissenschaftlichkeit sowie der Formalisierung – je repräsentiert durch Mead, Erikson und Goffman, die bis heute den sozialwissenschaftlichen Kanon prägen. Ihr Interesse gilt den Bedingungen, die die verschiedenen Identitätsdiskurse hervorgebracht haben, sowie den Bedeutungen und normativen Forderungen dieser Diskurse.

Die Schwelle der Epistemologisierung situiert Jungwirth Ende des 19. Jahrhunderts mit der Forderung der US-amerikanischen Politik an die Sozialwissenschaften, Analysen und v.a. ‚Antworten‘ auf die erstmals als zu behandelndes Problem wahrgenommene *Soziale Frage* und dahinter stehende gesellschaftliche Krisen zu produzieren. Mead entwickelt eine Theorie des Bewusstseins und des Selbst, die er in expliziter Abgrenzung zu metaphysischen Theorien in der Biologie verankert: Die „physiologische“ (374) Geschlechterdifferenz wird als konstitutives Element sowohl ‚des Menschen‘ als auch von Gesellschaftlichkeit definiert – „jedemfalls für Frauen führt das Ignorieren von Generativität als Motiv des Handelns zum Verfehlen der Gesellschaftlichkeit“ (374), wodurch ein paradoxer und unendlich flexibler Ausschließungsmechanismus entstanden ist.

Als kennzeichnend für die folgende Schwelle der Wissenschaftlichkeit verweist Jungwirth auf Identitätsmodelle, die Personenkategorien herstellen, z.B. die Kategorien *Jugend* (sowohl als Bedrohung gesellschaftlicher Werte wie als Hoffnungsträger der Nation) oder (*Haus-*)*Frauen*. Diese Modelle begründen gesellschaftlich existierende Normen wissenschaftlich – und legitimieren sie dadurch (vgl. 365), so dass von sozialen AkteurInnen erwartet werden kann, diese vermeintlich in ihrer ‚Natur‘ liegenden Normen zu internalisieren. Anhand der Diskurse zu *Nationalcharakter* und *Gender* verweist Jungwirth auf die zentrale Rolle, die der Differenz von *nature* und *nurture* zugeschrieben wird. So definiert Erikson eine gelungene Identitätsentwicklung als eine eindeutige (heterosexuelle) geschlechtliche Identifizierung sowie als eine Synthese von Gruppen- und Ich-Identität. Daneben identifiziert Jungwirth die Kategorien *Geschlecht*, *Normen*, *Einheit* und *Entwicklung* – Letztere gerade im Rahmen der Dekolonialisierung, aber auch in Bezug auf den innergesellschaftlichen Status als ‚Mensch‘ und ‚Bürger(in)‘ – als die organisierenden Elemente der damaligen Identitätsdiskurse. Entscheidend ist, dass „mit dem Entwurf von Identitätsmodellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung“ (370) umdefiniert wird, wodurch die Frage nach den Bedingungen existierender Machtverhältnisse ausgeblendet wird. Dieser Prozess wird von den *Neuen Sozialen Bewegungen* aufgedeckt und kritisiert, um darauf aufbauend ihren Anspruch auf den Status als ‚Mensch‘ und damit rechtliche Gleichbehandlung zu begründen. Eder (2000) folgend zeigt Jungwirth jedoch, dass in den *Neuen Sozialen Bewegungen* ein Identitätsdiskurs geführt wird, der „ebenfalls (...) Homogenität nach innen und Abgrenzung nach außen“ (19) produziert, um auf diese Weise kollektives politisches Handeln zu organisieren. Trotz gegenteiliger Intentionen führen die verschiedenen Identitätsdiskurse laut Jungwirth zu einer Konventionalisierung der proklamierten Normen und verursachen Naturalisierungseffekte (vgl. 375).

Abschließend beruft sich die Autorin auf Goffmann, Butler und Spivak als RepräsentantInnen der Schwelle der Formalisierung des Identitätsdiskurses. Charakteristisch sind eine Verschiebung des Untersuchungsgegenstandes von den Darstellenden zur Darstellung selbst (Goffman) sowie die performa-

tive Hervorbringung von Identität (Butler, Spivak). Von Bedeutung sind die Bedingungen der Herstellung von Darstellung bzw. Identität, während eine Rückkopplung an eine ‚Natur‘ abgelehnt wird.

Dennoch wird weiterhin in vielen anderen Diskursen an einem essentialistischen Identitätsbegriff festgehalten. Jungwirth erklärt dies mit dem Wunsch „Bedeutungen aus dem Bereich des Metaphysischen und des Religiösen auf[zurufen, die, C.H.] (...) Ursprungserzählungen ermöglich[en]“ (32 f). Sie sieht keine Möglichkeit, das Identitätskonzept an sich im Sinne eines sozialkonstruktivistisch oder dekonstruktivistisch „geläuterten“ (32) Identitätsbegriffs zu ‚verbessern‘. Stattdessen verweist sie auf die Möglichkeit politische Repräsentationen „im Namen von VerUneindeutigung (gegen das Ziehen von Grenzen und Abschließen von Einheiten) und Destabilisierung der binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse“ (375) zu entwerfen. Als weitere Strategien nennt sie solche der Denormalisierung und der Enthierarchisierung, die zu einer „Normalität im Sinne von flexibel veränderlichen Verhaltensanforderungen an soziale AkteurInnen“ (377) führen sollen. Leider führt sie weder konkrete Beispiele an noch fragt sie, ob nicht auch diese Strategien ihrerseits in normierenden und normativen Identitätsdiskursen resultieren können. Es bleibt wohl bei einem Widerstand gegen die Zuschreibung einer ‚Natur‘.

Ein facettenreiches Kaleidoskop

Mit diesen Vorschlägen kommt Jungwirths detaillierte Diskursanalyse an ihr Ende. Sie belohnt LeserInnen durch ein Kaleidoskop an historischen Ein- und Überblicken. Ihrer Forderung nach einer deutschlandspezifischen Wissenschaftskritik durch Diskursanalyse ist unumstritten zuzustimmen. Bedauerlich ist jedoch, dass sie sich selbst auf stichwortartige Verweise auf Carl Schmitt, die 1968er und die Wertedebatte der 1980er beschränkt – und sich stattdessen mit Exkursen zu dem kolonialisierten Indien zufrieden gibt. Ein großes Manko, das die Lesefreude (beträchtlich) trübt, sind ihre zahlreichen langatmigen Wiederholungen von Beispielen und Thesen, die sie bereits an anderer Stelle in dieser Veröffentlichung eingehend dargelegt hat. Dennoch: Wer dieses Werk liest, wird zukünftig Identitätsdiskurse aus einem neuen Blickwinkel betrachten.

Annegret Erbes

Frauen oben ohne: Praxis zwischen Befreiung und Reglement

Jean-Claude Kaufmann (2006) Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne [1995]. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft (333 S., 19,90 Euro. Erstveröffentlichung in Frankreich 1995 unter dem Titel Corps des femmes, regards d'hommes. Sociologie des seins nus).

Das Buch hält, was es verspricht: Kaufmann seziert auf der Basis einer empirischen Untersuchung, in deren Rahmen dreihundert Männer und Frauen befragt wurden, das Oben-ohne von Frauen aus soziologischer Perspektive. Hier werden Motive, Handlungen und Rezeption, Gedachtes, Gefühltes und Ignoriertes, Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten bis ins hinterste Eck ausgeleuchtet und analysiert. Oben-ohne, oberflächlich betrachtet Ausdruck von Freiheit und Toleranz, wird Stück für Stück als soziale Praxis mit stark reglementierter Etikette enttarnt und in den Kontext soziologischer Theorie gebracht. Die Beforschung dieser wenig reflektierten Praxis gestaltete sich, so Kaufmann, nicht leicht, denn „Fragen, die die gewöhnlichsten Erlebnisse berühren, rufen die kürzesten Antworten und viel Schweigen hervor“ (12).

In Teil I werden aktuelle und historische Hintergründe entwickelt und Motive von Frauen, sich oben ohne zu sonnen, dargestellt. Hier scheint auf der bewussten, leicht verbalisierbaren Ebene vor allem der gebräunte Busen unhinterfragtes kollektives Schönheitsideal zu sein. Als dahinter liegende Motive analysiert Kaufmann den Wunsch von Frauen, näher an der Natur zu sein, nach einem Gefühl von Befreiung, aber auch Oben-ohne als Herausforderung oder Zeichen für die persönliche Entwicklung, der Überwindung von Schamgefühlen oder als Symbol des Bruchs mit dem Alltag im Urlaub. Jedoch: „Nur sehr wenige geben Gründe für ihr Handeln an. (...) Häufig hat der Körper befohlen, ohne daß der Kopf ein Wörtchen mitzureden gehabt hätte, einfach besiegt von dem Wunsch, der aus dem tiefsten Inneren des Selbst kam“ (78).

Teil II thematisiert das komplexe Regelwerk des Oben-ohne: „Der Strand hat eine doppelbödig Sprache, und jeder bedient sich ihrer auf individuelle Weise. Da ist erstens die Toleranz: jeder kann tun, was er will. Und zweitens: ja, aber“ (116). Hier geht es um Toleranzgrenzen und insbesondere Spielregeln, die in ihrer ganzen Komplexität gezeigt werden. Kaufmann taucht tief ein in die kognitiv schlecht zugängliche Welt des Strandes, in der Gefühle und Gesten im Vordergrund stehen. Aus diesem Grund werden Blicke bzw. verschiedene Arten von Blicken besonders wichtig und entsprechend kategorisiert und ausführlich analysiert. Hierzu gehören – so auch der Titel – Männerblicke auf Frauenkörper, aber auch Blicke von Frauen. Besonderen Stellenwert hat hierbei „die Kunst zu sehen, ohne zu sehen“ (161 ff), die der Wahrung der zum Oben-ohne notwendigen Distanz und Anonymität diene. Diese Distanz wiederum ermöglicht die Wahrung der Intimität des Frauenkörpers, auch wenn die Frau oben-ohne ist.

Die die Blicke bzw. die die Einhaltung von Distanz unterlegenden Mechanismen analysiert Kaufmann in Teil III: „Die drei Körper der Frau“ – so werden die Perspektiven der Banalisierung, der Sexualisierung und der Ästhetisierung bezeichnet, mit der Männer und Frauen die Praxis des Oben-Ohne betrachten bzw. konstruieren können. Die Banalisierung von Nacktheit, insbesondere weiblicher Nacktheit, findet statt über die Konstruktion, dass Nacktheit nichts Besonderes mehr sei, da sie quasi überall, und so auch am Strand, zu sehen ist. Banalisierung bezeichnet somit einen aktiven Prozess der Unsichtbarmachung. Daneben analysiert Kaufmann auch eine sexuelle Perspektive der Nacktheit, in diesen Zusammenhang gehören bewusst sexuelle Blicke oder Gesten, die nicht nur ein ‚heimliches Vergnügen‘ darstellen, sowie dass die sexuelle Konnotation nicht gleichbedeutend ist oder sein muss mit dem Wunsch nach tatsächlicher Kontaktaufnahme. Eigentlich jedoch geht es am Strand um die Vermeidung einer sexuellen Färbung der Nacktheit von Frauen, sofern sie oben-ohne sind. Die dritte Perspektive, oder den dritten weiblichen Körper, bildet die Betonung von Schönheit, die Ästhetisierung des weiblichen Körpers, aus der wiederum die Möglichkeit entsteht, sexuelles Begehren umzuleiten. Kaufmann setzt sich hier ausführlich mit dem Begriff ‚Schönheit‘ auseinander. Als grundlegend erweist sich, dass diese drei Perspektiven Frauen und Männern beiderseits erlauben, die gemeinsame Situation, das Oben-ohne von Frauen, flexibel zu deuten und dies jeweils die Grundlage schafft, mit der Situation umzugehen.

Kapitel IV, „Die Pflastersteine des Strandes“, zeigt nochmals gebündelt Regeln, Hierarchien, Klassifikationen und Zwänge „des Strandes“ auf: *„der Strand ist manchmal das genaue Gegenteil der Toleranz, die er sich auf die Fahnen schreibt, der Oben-Ohne-Strand mehr noch als irgendein anderer“* (Hervorh. i. O., 238). So stellt Kaufmann zwar „am Strand“ den grundsätzlichen Willen zur Toleranz fest, jedoch: „Toleranz wird hier nicht unter dem Gesichtspunkt des Rechts auf Differenz gesehen, sondern als ein Vergeben der Fehler“ (245). „Am Strand“ geraten rational gewähltes Toleranzprinzip und auf ästhetischen Kriterien beruhende Kritikwünsche (Jede/r kann tun, was er/sie will, aber...) durcheinander. Versuche, mit diesem Widerspruch umzugehen, scheinen insbesondere Definitionen erlaubter und nicht mehr erlaubter Abweichung von einem gegebenen Schönheitsideal (schöne und nicht schöne Frauenbrüste) zu sein: Jenseits dieser Grenzen beschreibt Kaufmann das Recht auf Oben-ohne den ungeschriebenen Gesetzen des Strandes gemäß zwar noch als gegeben, die Ausübung dieses Rechts jedoch als problematisch. „Ausschluß entfaltet seine Wirkung in konzentrischen Kreisen um diese Norm: die sehr Schönen dürfen alles, die weniger Schönen etwas weniger, die sehr Häßlichen überhaupt nichts“ (265 f).

Im Anschluss werden die Zusammenhänge von Scham, „Sich wohlfühlen in seiner Haut“, Ungezwungenheit und Schönheit in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten und Bezügen aufeinander sowie in ihrer Bedeutung für die Praxis am Strand analysiert, und wird diese Praxis wiederum in den Kontext des Umgangs mit sozialen Normen und sozialer Anpassung und Innovation unter Bezug auf

soziologische Theorie gesetzt: Unter der Überschrift „Die Nachahmung des Normalen“ zeigt Kaufmann, dass der normative Rahmen „besonders für kleine Gesten“ am Strand oder bezogen auf die Praxis des Oben-ohne „extrem präzise oder sogar verpflichtend sein kann“ (287), die Verhaltensnormen sich jedoch gleichzeitig als „ein vielfältiges und in Bewegung befindliches Bündel“ darstellen, in denen Individuen sich zwischen Anpassung/Nachahmung („normal sein wollen“)/Rollenübernahme und Innovation bewegen.

Das Vergnügen am Oben-ohne wird letztlich erklärt

in einer Mischung aus der Konkretheit körperlicher Befreiung und dem eher abstrakten Gefühl individueller Freiheit. Vergessen wir diese Spielregel nicht: diejenige, die Ungezwungenheit erreicht und sich im Kern des Normalen situiert, hat das Recht zu tun, was sie will. Paradoxe Weise ist es also die umfassendste Rollenübernahme, die die vollständigste Freiheit verschafft und der Person den größten Handlungsspielraum lässt. Hingegen wird die Weigerung, sich dem Sozialisierungskontext zu unterwerfen, mit der Verpflichtung zur Analyse der Spielregeln bezahlt, was, da die Distanz zur Rolle groß ist, auf eine um so engere Definition des Verhaltensrahmens hinausläuft. Zusammenfassend bedeutet dies: Distanz zur Rolle zwingt vor allem dazu, ihre Zwänge zu respektieren, während hingegen vollständige Rollenübernahme den äußeren Druck reduziert. (301)

Kaufmann beobachtet Frauen und Männer und hinterfragt ihr Handeln mit der Intention, eine Soziologie des Oben-ohne zu verfassen. Das Oben-ohne von Frauen wird als Phänomen betrachtet und bildet den Schwerpunkt, eine Analyse des weiteren Kontextes der Beziehung zwischen den Geschlechtern unterbleibt. So wird auch kein Bezug genommen auf den theoretischen Diskurs der Geschlechterforschung, was aus Genderperspektive wünschenswert gewesen wäre.

Weitere Rezensionen

Susanne Benöhr-Laqueur

Genetische Befreiungsszenarien in der ‚Welt von morgen‘

Bettina Bock von Wülfigen (2007) *Genetisierung der Zeugung. Eine Diskurs- und Metaphernanalyse reproduktionsgenetischer Zukünfte*. Bielefeld: Transcript (370 S., 30,80 Euro).

Das Layout des Buchumschlages ist raffiniert: Erst bei näherer Betrachtung erscheinen aus diffus-aseptischen Blautönen die Umrisse einer leeren Wiege mit Spitzenvolant vor einer Gen-Sequenz. Genau(er) Hinsehen werden die LeserInnen auch nach der Lektüre dieser aufschlussreichen Studie, in der die These vertreten wird, dass biomedizinische Fiktionen von der menschlichen Zukunft performativ wirken und Utopien bereits ein Teilelement unserer Konstruktion der Wirklichkeit enthalten (10). Ausgehend von Philippe Ariès Überlegung, dass nicht die Existenz und die Verfügbarkeit von Technologien über ihre Anwendung entscheidet, sondern bereits die Denkbarkeit ihres Einsatzes, wird anhand ausgewählter populärwissenschaftlicher Werke die Zukunft der menschlichen Fortpflanzung untersucht (10).

Der Untersuchungsgang ist höchst komplex. Es empfiehlt sich daher, das immerhin zehn Seiten umfassende Einleitungskapitel konzentriert durchzuarbeiten. Bettina Bock von Wülfigen skizziert ihre interdisziplinäre Vorgehensweise sehr ausführlich und ermöglicht so den LeserInnen von vornherein eine Kapitelauswahl zu treffen.

Die zur Analyse herangezogenen populärwissenschaftlichen Werke bestehen einerseits aus Berichten politischer Gremien zu den ‚Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien‘ sowie andererseits aus Beiträgen seriöser deutscher Medien der Jahre 1995-2003 in denen ‚ExpertInnen‘ auf dem ‚Gebiet der Gen- und Reproduktionstechnologien‘ interviewt bzw. selber publizistisch tätig wurden (15). In diesen Quellenpool gelangten nur Erzeugnisse, die ein positives Bild der Zukunft der menschlichen Zeugung unter Hinzuziehung der ‚Neuen Gen- und Reproduktionstechnologien‘ zeichnen. Für eine Mikroanalyse wurden sodann noch einmal fünfzehn Printmedien mit einer hohen Auflage sowie Wissenschaftsmagazine herangezogen (78). Schlussendlich lag eine Sammlung von über eintausend Artikeln vor. Nach Auswertung dieser Artikel wurden 38 einschlägige befürwortende Beiträge aus *Der Spiegel*, *Fokus*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung*, *Spektrum der Wissenschaft* und *Geo* ausgewählt, anhand derer Bock von Wülfigen nunmehr die von den ‚ExpertInnen‘ entworfenen reproduktionsmedizinischen Szenarien der Zukunft herausarbeitet.

Die Szenarien – die im Textfluss dankenswerterweise in einem anderen Schriftbild erscheinen – bilden ein dichtes Netz an Diskurssträngen. So propagieren die ‚ExpertInnen‘, dass durch die Reproduktionsmedizin der Zukunft u.a. ein „Befreiung der Frau-Szenario“ (132), ein „Befreiung von (eigener) Natur-Szenario“ (130), ein „Genetische Krankheiten heilen-Szenario“ (162), ein „Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare/Singles-Szenario“ (134) stattfinden würde.

Diese ‚ExpertInnen‘ sind – bis auf eine Frau – ausschließlich Männer. Eine Namensliste findet sich im Anhang und bedarf der Kritik (333). Es reicht nicht, Nachnamen aufzulisten. Die LeserInnen des Buches sollten Informationen über das Alter, das Geschlecht, den akademischen Titel und das Forschungsfeld erhalten, um so die jeweiligen Äußerungen besser einordnen zu können. Wenn also ein gewisser „Djerassi“ im Jahre 1999 erklärt, dass durch die neuen Reproduktionstechniken Frauen von den Zwängen ihrer biologischen Uhr befreit werden, indem man Eizellendepots anlegt, auf die man in späteren Jahren zurückgreifen kann (134), dann handelt es sich hierbei um Prof. Dr. Carl Djerassi, den Erfinder der Anti-Baby-Pille. Da Djerassi für sich in Anspruch nimmt, die Frauen schon einmal befreit zu haben, sind seine Szenarien keineswegs überraschend und angesichts seiner wissenschaftlichen Referenzen als durchaus vorstellbar einzustufen. Ganz anders verhält es sich jedoch mit „Antinori“ und „Boisselier“. Prof. Dr. Severino Antinori und Dr. Brigitte Boisselier gelten gemeinhin als *enfants terribles* der Reproduktionsmedizin. Antinori verhilft öffentlichkeitswirksam besonders gerne Frauen jenseits der sechzig zu eigenen Kindern und Boisselier gehört zur Sekte der „Raelianer“, in deren Reihen angeblich Ende 2002 das erste Klonbaby geboren wurde. Einen Beweis blieb man schuldig – für die LeserInnen wiederum heißt das, dass sie sämtliche Nachnamen recherchieren müssen, um die Seriosität der ‚ExpertInnen‘ zu überprüfen. Diese Aufgabe hätte die Autorin des Werkes zu erfüllen gehabt.

Fakt ist jedoch, dass die meisten Diskurse – und es sind immerhin zwanzig an der Zahl – eine völlige Emanzipation des Menschen von der Natur anstreben. Diese ‚Befreiungsszenarien‘ gipfeln schlussendlich in der Vision einer dauerhaften Sterilisation aller Menschen, da (genetisch perfekte) Kinder fortan durch die Reproduktionsmedizin gezeugt werden sollen/können (155). Dieses Szenario hat Djerassi entwickelt und es ist zu hoffen, dass seine Ansichten einer kritischen feministischen Analyse unterzogen werden. Ob eine Reaktion von feministischer Seite erfolgen wird, ist jedoch fraglich. Wie Bock von Wülfigen zutreffend beschreibt, wurden die neuen Reproduktionstechnologien in den 1980er Jahren des letzten Jahrhunderts abgelehnt, um sodann im Zuge der eigenen Entscheidungsfreiheit, ob und wann man Kinder bekommen möchte, akzeptiert zu werden (233). Demgegenüber bestehen an mehreren deutschen Orten bereits Institutionen der Frauengesundheitsbewegung, die vor der Verwendung der neuen Reproduktionstechnologien warnen (323).

Dessen ungeachtet ist die ‚Wirklichkeit‘ eine andere: Im März 2007 veröffentlichte der österreichische Biologe Dr. Karl Illmensee, wissenschaftlicher Direktor der Firma *Reprogen*, in der renommierten Fachzeitschrift *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie* einen Artikel, in dem er die Herstellung eines menschlichen Klons unter Verwendung einer entkernten Rindereizelle und die Einpflanzung in die Gebärmutter einer Frau beschrieb (Illmensee, Karl: Mammalian Cloning and its Discussion on Applications in Medicine, in: *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie*, 1/2007: 6-16). Das Experiment schlug fehl. Ein Skandal bahnte sich an: Warum gab man Illmensee angesichts dieses mehrfachen Rechtsverstößes ein Forum? Die Antwort des deutschen Vertreters der *Gesellschaft für Reproduktionsmedizin* – die als Mitherausgeber-

rin des Journals fungiert – war vielsagend: So habe man in Deutschland eine Diskussion über die vielen Aspekte moderner Reproduktionsmedizin anstoßen wollen, da dort die Gesetzgebung in diesem Bereich besonders restriktiv sei („Wirbel um Publikation zum Klonen von Menschen. Renommiertes Fachorgan unter Beschuss“, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 3.7.2007).

Fazit: Trotz des geäußerten Kritikpunktes, ist das Buch uneingeschränkt zu empfehlen. Es handelt sich um eine vorzügliche Studie zu der man Bettina Bock von Wülfringen gratulieren kann, um sich zugleich der bedrohlichen Realitätsnähe der von ihr beschriebenen ‚performativen Utopien‘ gewiss zu werden.

Anelis Kaiser

Zum Brückenschlag zwischen Neurologie und Feminismus

Elizabeth Wilson (2004) *Psychosomatic: Feminism and the Neurological Body*. Durham: Duke University Press (125 S., 23,50 Euro).

Elizabeth Wilsons zweites Buch *Psychosomatic. Feminism and the Neurological Body* ist eine Sammlung mehrerer zuvor in Zeitschriften wie *Australian Feminist Studies*, *Configurations* oder *Australian Psychologist* veröffentlichter Artikel. Es adressiert die Debatte um ‚Verkörperungen‘ und ‚Materialität‘. Wilsons Hauptanliegen ist es, zu zeigen, wie biologische Theorien auf produktive Weise in und für feministische Theorien, insbesondere für feministische Körperkonzepte, angewandt und umgesetzt werden können.

An der Behauptung, Feminismus könne „deeply and happily complicit with biological explanations“ (14) sein, wird der Versuch der Autorin, das Verhältnis zwischen sozialen und biologischen Aspekten des Körpers zu reorganisieren, klar. Dieser Absicht folgend, bemerkt Wilson, dass „the value of simple biological events“ (3) nicht nur das Potential hat, biologische Erklärungsansätze mit Konzepten sozialer Körperkonstruktionen aus feministischen Theorien zu vereinbaren, sondern auch den Feminismus durch neue Denkweisen des biologischen Körpers zu bereichern. Wilson beginnt ihre Argumentation von einem für die Biologie eher defensiven Standpunkt aus: Anfangs betitelt sie biologische Erklärungen als „reduktionistisch“ und verlangt ihre „Tolerierung“, später jedoch schlägt sie auch vor, dass ihr sich zur Biologie bekennender Ansatz die feministische Forschung dahin führen könne, „to move post its dependency on social constructionism“ (14).

Als Neuropsychologin fokussiert Wilson auf neurologische Erklärungsansätze und unterstreicht das Potential der Neurowissenschaften, das feministische Verständnis des Körpers zu erweitern. In diesem Sinne bezieht sie ihre Beweisführung auf verschiedene neurologische Themen, die sie kapitelweise behandelt. In der Einleitung vollzieht sie eine Reformulierung von Freuds psychoanalyti-

scher Interpretation der Hysterie, gefolgt von einer Analyse der Neurasthenie [starkes Ermüdungssyndrom nach geistiger Anstrengung] im ersten Kapitel. Im folgenden Kapitel stellt sie eine interessante Interpretation der Wichtigkeit der Gastroenterologie [Die Gastroenterologie befasst sich mit Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts] für die feministische Forschung dar und in Kapitel 3 fokussiert sie auf die Struktur des Hypothalamus im Gehirn. Bevor sie abschließend zeigt, wie die Evolution eine zentrale Rolle im Nervensystem spielt (Kapitel 5), greift Wilson die Bedeutung der Emotionen auf (Kapitel 4).

Ein zentraler Aspekt der Arbeit Wilsons ist, ein Bündnis zwischen psychischen Effekten und dem Nervensystem herzustellen. Um ein Beispiel zu machen, „not only depression is neurological“, merkt sie an, „neurology is also depressive“ (29). Dieser Idee folgend kann Materie auch depressiv werden – eine animistische Haltung, in der eine geschwächte und depressive neurologische Basis als mögliche Ursache einer melancholischen Natur von Materie und Körper im Allgemeinen betrachtet wird. Diese interessante Perspektive schimmert immer wieder im Verlaufe des Buches durch.

Weiter führt Wilson fort, das periphere Nervensystem müsse bei Überlegungen zum nervlich-psychischen Körper stärker in Betracht gezogen werden. Sie kritisiert Feministinnen, welche Hysterie als primär ideell betrachten. „How can a neurosis not be acquainted with the nervous system [itself]?“ (7) und wie kann der neurophysiologische Körper als „soma non grata to a sophisticated feminist account of hysteria“? (8) erklärt werden, lauten zwei ihrer in der Einleitung gestellten Fragen. Wilsons Verständnis einer körperlichen Biologie als „muscular capacities of the body, the function of the internal organs, the biophysics of cellular metabolism, the microphysiology of circulation, respiration, digestion, and exertion“ (8) sollten verstärkt in feministische Körpertheorien einbezogen werden. An dieser Stelle zieht die Autorin das Beispiel des Falles von Fräulein Elisabeths konvertierter Neurose heran, um den Blick auf die Biologie der Hysterie zu lenken. Wilson argumentiert, ausgehend von Freud, dass Fräulein Elisabeths Muskelprobleme, und damit verbunden ihr peripheres Nervensystem, nicht von ihrer Krankheit und dem Tod des Vaters getrennt werden können. Dieser Erklärungsansatz betont die Bedeutung des neurologischen Körpers und Freuds Berücksichtigung rein somatischer Fakten.

Im ersten Kapitel geht Wilson auf den neurologischen Determinismus ein, in dem sie Peter Kramers Bestseller *Listening to Prozac* mit Freuds psychoanalytischer Theorie von Neurasthenie vergleicht. Insbesondere interessiert sie sich für die Interpretation der Depression als die eines geschwächten psychischen Zustands. In Freuds Verständnis der neurasthenischen Melancholie führt eine exzessive Masturbation zu einer verminderten somatischen Erregtheit, was mit einer libidinösen Entkräftung verbunden ist, welche schließlich psychisch als Melancholie empfunden wird. Freud geht davon aus, dass die Neuronen von der Psyche ‚gezwungen‘ werden, ihre Erregtheit aufzugeben. Daraus würde folgen, so Wilson, dass Soma und Psyche wechselseitig miteinander verbunden sind,

die Kontrolle also nicht einseitig der Biologie unterliegt. Dieses Spannungsverhältnis von Soma und Psyche ist in Wilsons Augen nicht deterministisch. Was Kramers Neurologie der Depression anbelangt, postuliert Wilson auch hier eine nicht-deterministische Interpretation. Die Autorin beendet dieses Kapitel damit, dass viele solcher neurologischen Konzepte, die sich durchaus auf Geschichte und Kultur ‚erweiternd‘ auswirken können, unberücksichtigt bleiben, während die „debts that neurology owes to history“ meist ausgiebig artikuliert werden (28).

Im nächsten Kapitel befasst sich Wilson abermals mit dem Verhältnis zwischen Psyche und Nervensystem, indem sie auf die Beziehung zwischen enteralem [den Darm betreffend] Nervensystem und Gehirn eingeht. Sie beginnt ihre Argumentation mit der Aussage, es gäbe ein Nervensystem jenseits des Gehirns und jenseits des Zentralnervensystems, außerdem eine Zusammengehörigkeit von Psyche und Neurogastroenterologie [Nervensystem des Magen-Darm-Trakts]. Diese letzten beiden Aspekte sind keine Neuheiten an sich. Das enterale Nervensystem, hier auch als ‚Gehirn des Darms‘ bezeichnet, weist morphologische Ähnlichkeiten mit den Neuronen im Gehirn auf. Ferner sei das enterale Nervensystem nicht minder mit psychologischen Zuständen verbunden als das Zentralnervensystem, so Wilson, und die Neurologie des Darms erzeuge eine Psychologie des Darms. Der Darm habe sein eigenes neuropsychologisches Profil und antidepressive medikamentöse Behandlungen hätten einen antidepressiven Effekt auf den Darm selbst. Indem sie hier abermals auf ein psychoanalytisches Beispiel rekurriert, bekennt sich Wilson erneut zu Freud’schen Ansätzen.

Kapitel 3 enthüllt Neues über neurologische Strukturen, wie sie in der bekannten Studie von LeVay vorgestellt werden. LeVays Arbeit konnte beweisen, dass das INAH (eine Struktur im Hypothalamus) bei Menschen, die sich sexuell zu Frauen hingezogen fühlen, überwiegend größer ist; überwiegend kleiner falle es aus, wenn die Menschen sich zu Männern orientieren. Wilson bemüht sich, diese Daten in einer nützlicheren Art als bisher zu lesen. Für diesen Zweck führt sie den Begriff der „Retikulation“ ein, mit dem sie die Beziehung zwischen dimorphischen Artikulationen (homo/hetero; groß/klein) auf der einen Seite und den Schaltkreisen neurologischer Strukturen und die Außergewöhnlichkeit von nicht zur Schnittmenge gehörenden Daten auf der anderen zu erklären sucht. Außerdem hebt Wilson die Existenz von Ausnahmen in Stichproben von biowissenschaftlichen Studien hervor. In ihren Augen liegt die Crux darin, zuzulassen, dass beide, sowohl statistisch signifikante dimorphische Patterns als auch manifeste Ausnahmen, welche diesen Patterns widersprechen, in ein und derselben Studie reibungslos koexistieren können sollen. Auf diese Weise würde die alleinige Dominanz von binären Erklärungen unterbrochen werden. LeVay, neu ausgelegt nach Wilson, zeigt nicht nur binär sexualisierte Nuklei beziehungsweise Volumina von Nuklei, sondern vielmehr ein ‚retikulierendes‘ Muster, als Folge der Beziehung zwischen weit verstreuten und dimorphischen Daten. Bezogen auf den Homo/Hetero-Dimorphismus, gäbe es in diesem Zusammenhang keine Verhinderungen von queeren Materialisierungen, sondern einen

einzigartigen Mechanismus sexueller Generativität, in der Heterogenität nicht einfach nur das Gegenteil von Dimorphismus ist. Obwohl Wilsons Auslegungen an dieser Stelle noch nicht fertig zu sein scheinen und obwohl sie nichts an der Tatsache von LeVays essentialistischen Interpretationen homosexueller Identität zu ändern vermag, so gilt dieses Kapitel als Versuch, auf einer neuro-methodologischen Ebene einen binären Zwang zu durchbrechen. Eine Ebene, die man sonst tunlichst vermeidet, da sich hier ‚objektive‘ und ‚valide‘ Pfeiler naturwissenschaftlicher Forschung verbergen, denen man als feministische Naturwissenschaftskritikerin oft chancenlos ausgesetzt ist.

Ähnlich wie in Kapitel 1 und 2, kehrt Wilson in Kapitel 4 darauf zurück, zu zeigen, wie das Nervensystem mit psychosomatischen Reaktionen in Beziehung steht. Hauptsächlich legt sie dar, wie in Darwins Werk die Evolution nicht primär ein biologischer Prozess ist; Evolution sei radikal heterogen, biologisch zwar auf der einen Seite, aber auch psychologisch, kulturell und sogar geologisch, ozeanisch und meteorologisch. Die Autorin zeigt dieses Mal am Beispiel des Reflexsystems der Frösche, wie erworbenes Verhalten und Gewohnheiten zu angeborenen Eigenschaften oder zu Reflexen werden. Von hier aus macht sie einen Sprung zu den Emotionen. Emotionen, führt sie weiterhin aus, seien phylogenetisch mit Biologie verbunden. Und wieder, so Wilson, könne man die emotionale physiologische Reaktion nicht getrennt von Gedanken und Verhalten anderer betrachten. Mitgefühl und Erröten etwa drücken ein komplexes psychophysisches Geschehen aus und zeigen, wie das Nervensystem in engem Verhältnis zu anderen Organen, anderen Körpern und anderen Systemen steht. Die Autorin schließt mit der Äußerung ab, Emotionen und Neurophysiologie sollten in Allianz mit Darwins Konzepten treten, um so für eine kritische Neurologie anwendbar zu werden.

Im letzten Kapitel kommt Wilson auf die Frage der Evolution zurück. Sie bezieht sich auf Oliver Sacks Erklärungen zur Evolution als „*traverse branching systems*“, wonach eine körperliche Form nicht nur durch Vergangenes beeinflusst wird, sondern auch von biologischen Interaktionen zwischen Gattungen der Gegenwart miterzeugt wird. So betrachtet, könnte Sacks Theorie auf fruchtbare Weise von Feministinnen genutzt werden. Denn nicht zu vergessen ist Wilsons Hauptanliegen, biologische Theorien, in diesem Kapitel die Theorie der Evolution, so zu verwenden, dass sie Verkörperungskonzepten dienen, die sowohl für Neurologinnen als auch für Feministinnen in einem nicht-deterministischen Sinn nutzbar gemacht werden können. Wilson schließt dieses Kapitel ab mit der Bemerkung, frühere feministische Primatologinnen hätten die Evolutionstheorie auf effiziente Weise für politische und theoretische Zwecke verwendet. Heute könnte die feministische Theorie durch die Integration von konzeptuellen Ansätzen aus der Evolutionstheorie ergänzt werden. Ob sie damit für die Wahrnehmung ihres eigenen Ansatzes plädiert?

Zusammenfassend gelingt es Wilson durchaus mehrfach, Neurologie und Feminismus durch die Betonung von je für die andere Seite nützlichem Poten-

tial, gegenseitig einen Schritt anzunähern. Allein dieses Ziel sollte ihr hoch angerechnet werden. Es ist ein hehres Unterfangen, da ihre Herangehensweise weder bei der Kritik anfängt noch endet, sondern durchaus versucht, den Spalt zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu füllen. Ein großer Gewinn wäre es sicherlich, wenn der Fokus der ersten Kapitel weniger auf einer Verbindung mit der Psychoanalyse liegen würde, als vielmehr, wie leider in nur wenigen Teilen des Buches, auf einer Verlinkung mit methodischen Aspekten der neuro-wissenschaftlichen Forschung.

Eva Voß

Weltpolitik aus Frauensicht

Sabine von Schorlemer (2007) Hg. Die Vereinten Nationen und neuere Entwicklungen der Frauenrechte. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (669 S., 89,00 Euro).

Während die meisten deutschen Werke zu den Vereinten Nationen kaum oder nur randständig Frauen- und Geschlechterfragen thematisieren, liegt mit diesem Buch ein umfangreiches Kompendium vor, das neben grundsätzlichen Betrachtungen zum Stand der Geschlechtergerechtigkeit vor allem neuere Entwicklungen auf diesem Wege einbezieht. Grundlage für das Werk sind die Ergebnisse eines auf zwei Jahre (2005-2007) am Lehrstuhl für Völkerrecht, Recht der Europäischen Union und Internationale Beziehungen der TU Dresden angesiedelten Forschungsprojektes. Unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Dr. Sabine von Schorlemer haben wissenschaftliche MitarbeiterInnen und DoktorandInnen des Lehrstuhls verschiedene Arbeitsfelder der Vereinten Nationen untersucht, in denen Frauenrechte und Gender-Themen eine Rolle spielen. In dieser Hinsicht wurden sowohl völkerrechtliche als auch institutionelle Aspekte untersucht.

So geht der Artikel von Jan Conrady („Entwicklung und Bedeutung des Konzepts Gender Mainstreaming in den Vereinten Nationen“) der Frage nach, inwieweit das seit der Vierten Weltfrauenkonferenz für die Vereinten Nationen verbindliche Konzept des Gender Mainstreaming für die Organisation relevant ist, welche Rolle es in den Haupt- und Nebenorganen spielt und wie es um die Akzeptanz der Strategie bestellt ist. Sein kritisches Fazit lässt sich in zwei Hauptargumente aufgliedern: Zum einen ist es schlecht um die Evaluierung und damit auch die Fruchtbarmachung der Ergebnisse aus über zehn Jahren Gender Mainstreaming bestellt. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass viele UN-MitarbeiterInnen das Konzept für nicht mehr aktuell bzw. notwendig erachten und es so von der Prioritätenliste gestrichen wird. Ein zweiter kritischer Punkt richtet sich auf die Tatsache, dass eine Gender-Perspektive kaum Eingang in die Arbeit gefunden hat und stattdessen synonym mit Frauenthemen gesetzt wird, was dessen kritisches Potential einschränkt.

Heidrun Centner analysiert in ihrem Artikel („Frauen heute: Implementierung und Follow-up der Vierten UN-Weltfrauenkonferenz (Beijing+10)“) die Situation von Frauen in Hinblick auf die in Peking 1995 in der Aktionsplattform verabschiedeten zwölf kritischen Bereiche. Auch ihre Bilanz fällt eher gemischt aus. In keinem der kritischen Bereiche sind die gesteckten Ziele erreicht, wohl aber in vielen Feldern erhebliche Fortschritte erzielt worden. So ist beispielsweise die Repräsentation von Frauen in politischen Entscheidungsgremien in den einzelnen Ländern gestiegen, im Bereich der Gesundheitsversorgung oder Armutsbekämpfung sieht es hingegen kaum besser aus als noch vor zehn Jahren. Kernproblem bleibt (jedoch), dass es keine verbindlichen und (darüber hinaus) international anerkannten Indikatoren zur Messung des Fortschrittes gibt. Ländervergleiche werden so erschwert und damit eine Umsetzungskontrolle behindert.

Innerhalb des UN-Systems kann nach Katrin Ristau zumindest eine hoffungsvollere Bilanz gezogen werden („Der Nichtdiskriminierungsgrundsatz im UN-System: Erfolge der UN-Personalpolitik im Hinblick auf die Förderung von Frauen“). Nach 30 Jahren der Umsetzung des Nichtdiskriminierungsgrundsatzes in der Personalentwicklung hat sich einiges bewegt. So ist der Frauenanteil stetig gewachsen, u.a. durch Mentoring-Programme und Gender-Training. Gleichzeitig müssen Auswahlverfahren und Beförderungen noch stärker auf ihr Diskriminierungspotential durchleuchtet und möglicherweise durch Anonymisierungen des Geschlechts während der Begutachtungsphase geschlechtsneutraler gestaltet werden. Als größtes Hindernis identifiziert Ristau (allerdings) die nach wie vor bestehenden Geschlechtsrollenstereotype, die sich in den Ausschreibungstexten niederschlagen und bei der Stellenvergabe grundlegend mitschwingen.

Gregor Hübner geht in seinem ersten Artikel auf das frauenrechtlich bedeutendste völkerrechtliche Vertragswerk ein, das angesichts seines langen Bestehens ein in der Wissenschaft bislang nur wenig untersuchtes Menschenrechtsübereinkommen darstellt („Die Mechanismen zur Durchsetzung von Frauenrechten im Rahmen der CEDAW und ihres Fakultativprotokolls“). Hübner arbeitet vor allem die einzelnen Etappen des Untersuchungsverfahrens heraus und kommt zu dem kritischen Schluss, dass CEDAW (*Convention on the Elimination of Discrimination against Women*) und das Fakultativprotokoll starke Instrumente zum Schutze von Frauen sind, aber Schwächen im Hinblick auf die Sitzungsdauer des untersuchenden Ausschusses und mangelnde Sanktionsmöglichkeiten ihre Wirkung einschränken.

Im zweiten Artikel von Hübner („Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland im Hinblick auf die Gleichberechtigung von Männern und Frauen – ein Überblick“) geht es speziell um in Deutschland getroffene Maßnahmen zur Gleichstellung von Frauen und Männern und Fragen nach Quoten, der Wirksamkeit des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes und nicht zuletzt um innergesellschaftliche Aktivitäten zur Überwindung der bestehenden Diskriminierungen von Frauen. Interessant in Bezug auf seinen ersten Artikel ist die Feststellung, dass die deutsche Rechtsordnung bislang nur wenige Impulse

von CEDAW erhält und damit wichtiges Potential zur Durchsetzung von Frauenrechten ungenutzt bleibt.

Clara Weinhardt („Gender-Perspektiven in der Arbeit des UN-Sicherheitsrates“) befasst sich in ihrem Artikel mit einem verhältnismäßig neuen Forschungsgegenstand, nämlich der Frage nach Geschlechterverhältnissen in nationalen und internationalen Sicherheitsstrategien unter Einbeziehung der vom UN-Sicherheitsrat im Jahr 2000 verabschiedeten Resolution 1325. Weinhardt bewertet die bisherigen Bemühungen zur Einbeziehung einer Gender-Perspektive in Friedens- und Sicherheitsfragen positiv im Hinblick auf den normativen Gehalt und die Ausstrahlung auf ein verändertes Sicherheitsverständnis. Besonders die Berücksichtigung genderspezifischer Bedürfnisse in bewaffneten Konflikten und beim Wiederaufbau nach Kriegen hat zu einem Umdenken in der Praxis geführt. Dieser Wandel reiche jedoch nicht aus, und werde nach wie vor nicht routinemäßig umgesetzt. Es gebe zu wenige Frauen als Sonderbotschafterinnen und es fehlten Studien und Daten über die Auswirkungen der bewaffneten Konflikte auf einzelne Gesellschaftsgruppen.

Jana Hertwig widmet sich speziell der Umsetzung der Resolution 1325 in Deutschland („Frauen, Frieden, Sicherheit: die Umsetzung der UN-Sicherheitsratsresolution 1325 durch die Bundesrepublik Deutschland“). Hertwig bewertet diese als sehr positiv: Als einer der wenigen Staaten hat die Bundesrepublik einen detaillierten Umsetzungsbericht vorgelegt, den Handlungsbedarf erkannt und entsprechende Maßnahmen eingeleitet, wie das Beispiel des Bundeswehreinsatzes in Afghanistan belegt. Dort hat die Bundesrepublik nicht nur beim Wiederaufbau durch spezielle Alphabetisierungsprogramme Frauen und Mädchen gefördert, sie hat auch sehr erfolgreich Rückkehrprogramme durchgeführt und die Schaffung von Einkommensmöglichkeiten für Frauen unterstützt. Eine Vertiefung dieser Aktivitäten im Rahmen der UN-Resolution 1325 wäre wünschenswert, auch im Hinblick auf die Vorbildfunktion gegenüber in diesem Bereich weniger engagierten UN-Mitgliedsstaaten.

Nicolas Lamp setzt sich mit dem gravierenden und weithin ungelösten Tatbestand von sexueller Gewalt gegen Frauen auseinander („Der Beitrag der Vereinten Nationen zur Entwicklung des Völkerstrafrechts zu sexueller Gewalt“). Zu deren Bekämpfung hat die Völkerstrafrechtsprechung zwar einiges geleistet, dennoch bleiben die Erfolge hinter den Möglichkeiten und Erwartungen zurück. Zwar konnte beispielsweise den zumeist weiblichen Opfern sexueller Gewalt in und nach bewaffneten Konflikten wie in Ruanda oder Jugoslawien teilweise zu ihrem Recht verholfen werden, indem die Gewalttaten aufgearbeitet und sanktioniert wurden. In anderen Teilen der Welt, wie aktuell in Darfur oder der Demokratischen Republik Kongo, gehört sexuelle Gewalt noch immer zur strategischen (Bürger-)Kriegsführung, der vor allem Frauen schutzlos ausgesetzt sind.

Tina Roeder verfolgt diesen Gedanken weiter, indem sie sich mit frauenspezifischen Problemen von Verfolgung und Migration beschäftigt („Frauen als Flüchtlinge: Entwicklungen im Zusammenhang mit der Genfer Flüchtlingskonvention und der Arbeit des UNHCR“). Roeder würdigt zwar die Fortschritte der Aktivitäten des Hohen Flüchtlingskommissariats zum Schutze von Frauen,

zeigt aber auch auf, dass es noch erhebliche Sensibilisierungsdefizite der MitarbeiterInnen innerhalb der Vereinten Nationen für die geschlechtsspezifische Dimension von Migration und Vertreibung gibt. Weiterhin sind aber auch die einzelnen Nationalstaaten aufgefordert, ihre Rechtsprechung auf einen gendersensiblen Flüchtlingsschutz zu durchleuchten und entsprechende Maßnahmen für den Schutz von Frauen einzuführen.

Sabine von Schorlemer untersucht in ihrem Artikel („Die UN-Millenniums-Entwicklungsziele (MDGs) und gender“) die Millenniums-Entwicklungsziele im Hinblick auf den Stand ihrer Umsetzung und auf die damit einhergehenden geschlechtlichen Implikationen. Dabei kritisiert sie den mangelnden politischen Willen der Mitgliedsstaaten, ihren eingegangenen Verpflichtungen auch Taten folgen zu lassen, die zu geringe Bereitstellung von Ressourcen zur Erreichung der Ziele und aus einer feministischen Perspektive die Reduzierung von Frauen auf Schwangere, Mütter und Schulmädchen. Sie plädiert für eine stärkere Kohärenz von Frauenfördermaßnahmen im gesamten UN-System und für einen stärkeren Einsatz im Kampf gegen die weltweite Armut, von der zu 70% Frauen betroffen sind.

Saskia Seeger geht auf neuere Entwicklungen in der Arbeit des Frauenforschungsinstituts INSTRAW, des Frauenfonds der UNO, UNIFEM, und des Entwicklungsprogramms UNDP ein („Frauenrechte und Entwicklung: neuere Schwerpunkte von UNDP, UNIFEM und INSTRAW“). Dabei analysiert sie sowohl die bestehenden institutionellen Spannungen zwischen den Organisationen, als auch die inhaltlichen Schwierigkeiten in der Einbeziehung von Gender Mainstreaming als Anschlussstrategie der Frauenförderung. Während INSTRAW von der Gefahr der Bedeutungslosigkeit bedroht ist, liegt das Problem bei UNIFEM und UNDP in der inhaltlichen Überschneidung von Gender-Kompetenz und dem Spagat, traditionelle Frauenförderung und Gender Mainstreaming in die alltägliche Entwicklungszusammenarbeit gleichberechtigt umzusetzen.

Abschließend reflektiert Anja Titze die Rolle der Vereinten Nationen in Bezug auf die Verbesserung der Lebenssituation indigener Frauen („Die Herausbildung und Bedeutung der Rechte indigener Frauen: Reflexionen zur Rolle der Vereinten Nationen“). Nach Titzes Forschungen haben die Menschenrechtsdokumente und ihre Umsetzung durch spezielle UN-Einrichtungen zu einer Sichtbarmachung der Anliegen und des Schutzes indigener Frauen geführt. Auch in ihrer Eigenschaft als weltweites Forum konnten die Vereinten Nationen positiv auf Regierungen und Nichtregierungsorganisationen einwirken und für die Bedürfnisse indigener Frauen sensibilisieren.

Der Forschungsband zeichnet mit diesen umfangreichen Beiträgen nicht nur ein lebendiges Bild aus mehreren Jahrzehnten Frauenförderung in den Vereinten Nationen nach. Er dokumentiert darüber hinaus in sehr anschaulicher Weise, welche Stärken und Schwächen dieser institutionellen und völkerrechtlichen Frauenförderung eigen sind. Dabei bewegen sich die Artikel stets differenziert zwischen kritischer Würdigung der Fortschritte und mahnender Weiterführung des noch nicht Erreichten. Gleichzeitig zeugt der Band selbst

von dem Bemühen, bei der Bewältigung der globalen Herausforderungen und an der Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit durch eine aktive Diskussion von Lösungs- und Verbesserungsmöglichkeiten mitzuwirken.

Antonia Ingelfinger

Information overkill – eine erschöpfende Untersuchung inszenierter Fotografie

Fritz Franz Vogel (2006) *The Cindy Shermans: inszenierte Identitäten. Fotogeschichten von 1840 bis 2005*. Köln: Böhlau (516 S., 49,90 Euro).

Fritz Franz Vogel widmet sich in seiner Dissertation dem Thema der inszenierten Fotografie und illustriert seine Thesen mit zahllosen Beispielen von der Pionierzeit der Fotografie an bis heute.

Der Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ wird seit den 1970er, vor allem aber in den 1980er Jahren in kunsthistorischen Publikationen für eine Form von Fotografie verwendet, die keinen vorgefundenen Ausschnitt der Wirklichkeit ablichtet. Stattdessen wird eine ‚künstliche‘ Szene eigens für die Kamera arrangiert und schließlich fotografiert. Dadurch stellt sich die Frage nach dem Wirklichkeitsbezug dieser Arbeiten – eine Diskussion, die in der Folge auch den Blick auf andere Formen von Fotografie verändert hat. In der postmodernen Kunst spielt das Phänomen der inszenierten Fotografie ebenfalls eine wichtige Rolle, jedoch ohne dass der Begriff einheitlich gebraucht, geschweige denn definiert worden wäre.

Dieses Forschungsdesiderats hat sich 2001 schon Christine Walter mit ihrer Dissertation *Bilder erzählen! Positionen inszenierter Fotografie* angenommen, deren Definitionsversuch Vogel größtenteils übernimmt. Im Gegensatz zu Walter, nach der die Anfänge der inszenierten Fotografie aus den 1970er Jahren datieren, verfolgt Vogel sie bis ins 19. Jahrhundert zurück.

Vogels Behauptung, dass man eigentlich von der gesamten Fotografie als inszenierter Fotografie sprechen könnte, da der abzulichtende Wirklichkeitsausschnitt ja gewählt und das Bild arrangiert und komponiert werde, verwässert den Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ und macht ihn quasi überflüssig. Dieses Problem ist ihm offenbar bewusst, weswegen er die inszenierte Fotografie von mit Inszenierung arbeitenden ‚Gebrauchsfotografien‘ wie Mode- und Theaterfotografie abgrenzt und sie als „Autorenfotografie“ (10) bezeichnet, bei der es um ‚Kunst‘ gehe. Merkmal der inszenierten Fotografie sei der „sequenzierend-narrative[] Gestaltungsprozess vor dem Fotografieren“ (10). Dabei verdanke diese Kunstform dem Theater viel, werde hier doch ebenfalls auf einer Art Bühne inszeniert, teilweise sogar mit Requisiten, SchauspielerInnen und einer Geschichte im Hintergrund, wenn auch nicht für ein unmittelbares Publikum, sondern für

die Kamera. Das Medium Fotografie fungiere hier als bloßes Hilfsmittel, um Bildideen und Erzählkonzepte der KünstlerInnen visuell umzusetzen.

Mit seiner Dissertation möchte Vogel eine Geschichte der inszenierten, narrativen Fotografie schreiben, „die fotografische Erzählstrukturen herausarbeitet und diese symbolischen Erfindungen im historischen und aktuellen Kontext diskutiert“ (11), wobei er sich vor allem auf das narrative Selbstportrait bezieht.

In einer *tour de force* bespricht er 98 KünstlerInnen in jeweils eigenen Unterkapiteln, dazu zahlreiche anonyme Fotografien aus der Anfangszeit der Fotografie. Diese verteilt er auf 24 thematische Kapitel, so genannte Schauplätze, mit Titeln wie „Die Zubereitung des nackten Körpers zum visuellen Verzehr“ (Schauplatz 7), „Spasmacher aus Langeweile?“ (Schauplatz 11) oder „Das Kreuz mit der Biographie“ (Schauplatz 18), um nur eine kleine Auswahl vorzustellen. Sein breiter „historische(r) Ansatz“ (11), der in einer Vielzahl von Fotografien inszenatorische Aspekte aufspürt und völlig unterschiedliche KünstlerInnen und Kunstwerke unterschiedlichster Epochen unter dem Begriff ‚Inszenierte Fotografie‘ zusammenführt, trägt zur Klärung des Begriffs wenig bei. Darüber hinaus verliert die LeserIn angesichts der schiereren Menge der besprochenen Fotos leicht die Übersicht. Zumal der Autor die in den jeweiligen Kapiteln besprochenen KünstlerInnen und ihre Arbeiten meist additiv nebeneinander stellt und diese nur selten, und dann auch nur kursorisch, vergleicht. Dabei gibt es gelungenere und weniger gelungene Kapitel, wobei sich ‚gelungen‘ hier auf das Maß der Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand bezieht.

Cindy Sherman, die der Buchausgabe von Vogels Dissertation den publikumswirksamen Titel liefert, wird relativ breit abgehandelt, nur um zu dem banalen Fazit zu kommen, die Künstlerin verkleide sich halt gern und werde total überschätzt. Er hält ihre Arbeiten, die nicht nur von der kunstwissenschaftlichen Forschung als Paradebeispiele für verschiedenste postmoderne Theorien angeführt werden, für nette Spielereien ohne Tiefgang, eine Bewertung, auf deren schlüssige Begründung er in seinen Ausführungen verzichtet.

Zur Überfülle des Textes gesellt sich ein überbordendes, meist unkommentiertes Abbildungsallerlei, das, wie der Autor in der Einführung erwähnt, nur zur allgemeinen Illustration seines Textes gedacht ist und daher ohne UrheberIn, Titel, Entstehungsjahr und Größenangaben der Originale auskommt. Diese unwissenschaftliche Abbildungspraxis verwundert gerade bei einer kunsthistorischen Arbeit, ebenso wie die erklärte Ansicht des Autors, man müsse Fotografien nicht im Original betrachten, sondern es reiche, sie in Büchern reproduziert zu sehen. Mit dieser Meinung dürfte er in der kunsthistorischen Disziplin alleine dastehen, macht es doch einen enormen Unterschied, wie groß beispielsweise die Abzüge im Original ausfallen, ob und wie sie gerahmt werden oder ob sie gar als Diapositive in Leuchtkästen präsentiert werden, wie dies z.B. bei Jeff Walls Arbeiten der Fall ist. Die Reduzierung eines Kunstwerkes auf seine in jeder Hinsicht verkürzende Reproduktion in einem Buch macht eine angemessene Analyse seiner formalen Qualitäten praktisch unmöglich.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Ausführungen des Autors zu einzelnen Kunstwerken ebenfalls fragwürdig.

Ein weiterer Minuspunkt ist Vogels Schreibstil. Seine Sprache wirkt gestelzt und die Satzinhalte sind häufig so von Informationen und Fachausdrücken überfrachtet, dass der Text stellenweise kaum noch lesbar erscheint. Kritische, teils überhebliche Seitenhiebe auf Personen und Institutionen, die (scheinbar) andere Ansichten als Vogel vertreten, finden sich immer wieder wie beispielsweise folgende Einschätzung der Gender-Studien:

Auch ist mit Seitenblick auf die ins Unkraut geschossenen Gender-Studien festzustellen, dass die vielfach kolportierte Ansicht, Frauen würden vor allem aufgrund ihres Körperbewusstseins Körperkunst machen, während die Männer im konstruktiv-intellektuellen Planspiel zu Hause seien, nicht haltbar ist. (475)

Als ärgerlich empfinde ich auch seine wiederholten Kommentare zur angeblichen Qualität der besprochenen Kunstwerke, die er meist nebenbei einfließen lässt, ohne sie hinreichend zu begründen.

Insgesamt ist Vogels Arbeit vor allem ihre stellenweise mangelnde Wissenschaftlichkeit vorzuwerfen, die sich neben dem bereits erwähnten nachlässigen Umgang mit den Untersuchungsgegenständen auch in seinem feuilletonistischen Sprachstil mit seinen aneinander gereihten assoziativen Gedankengängen äußert. In Details schwelgend fehlt ihm oftmals der Blick für Zusammenhänge und es gelingt Vogel nicht, aus der Fülle seines gewiss vorhandenen, gerade auch fototechnischen Fachwissens so auszuwählen, dass ein lesbarer, stringenter Text entsteht, der mehr ist als eine Aufzählung von Geschichten über Fotografie.

